NR. 9 1914

Die weissen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

MAI

INHALT:

Franz Werfel, Die Troerinnen des Euripides / Meier-Graefe, Courbets Nachfolger / Walther Krug, Zur Chronik der Zeit / Otto-Erich Schmidt und Gerhard Husserl, Vier Gedichte / Aus den Briefen Vincent van Goghs an seinen Bruder Theo / Max Scheler, Die Zukunft des Kapitalismus / Martin Buber, Ereignisse und Begegnungen / Walter Hasenclever, Der Sohn / Gustav Meyrink, Der Golem

Feststellungen: Werner Sombart . . . / Paul Claudel, Cinque Odes / E. Engel, Geschichte der deutschen Literatur bis auf die Gegenwart / Alessandro Magnasco / H. Ehrenberg, Geschichten des Menschen unserer Zeit / Christian Morgenstern

LEIPZIG / VERLAG DER WEISSEN BÜCHER

DIE WEISSEN BLÄTTER

NEUNTES HEFT 1. JAHRGANG MAI 1914

INHALT:

Seite

Franz Werfel, Die Troerinnen des Euripides 867

Meier-Graefe, Courbets Nachfolger 891

Walther Krug, Zur Chronik der Zeit 909

Otto-Erich Schmidt und Gerhard Husserl, Vier Gedichte 918

Aus den Briefen Vincent van Goghs an seinen Bruder Theo 922

Max Scheler, Die Zukunft des Kapitalismus 932

Martin Buber, Ereignisse und Begegnungen 949

Walter Hasenclever, Der Sohn 955

Gustav Meyrink, Der Golem 975

Feststellungen 1007

Werner Sombart ... / Paul Claudel, Cinque Grandes Odes / E. Engel, Geschichte der deutschen Literatur bis auf die Gegenwart / Alessandro Magnasco / H Ehrenberg, Geschichten des Menschen unserer Zeit / Christian Morgenstern.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann die Redaktion keine Garantie übernehmen.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Einzelne Hefte M 2.—, vierteljährlich M 5.—, halbjährlich M 10.—, jährlich M 18.— Bei allen Buchhandlungen erhältlich.

COPYRIGHT 1914 BY VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT
ERSTER JAHRGANG

NR. 9 MAI 1914

AUSGEWÄHLTE SZENEN
AUS EINER
ÜBERTRAGUNG UND THEATERBEARBEITUNG
DER
TROERINNEN DES EURIPIDES

DER PROLOG

Die Bühne ist in zwei Etagen geteilt, die gleichsam wie Tal und Gipfel, durch einen Abhang (schiefe Fläche, Treppen) miteinander verbunden sind. Die untere Bühne, fast ins Publikum gerückt, stellt das Zeltlager der Kriegsgefangenen vor und ist der Schauplatz der Tragödie. Die obere Bühne trägt auf ihrer Fläche perspektivisch entfernt, die Burg Trojas. Hier wird der Prolog gespielt und zwar so, daß die Götter, unmäßig riesenhaft erscheinend, die Festung fast zwischen ihren Füßen haben. —

(Poseidon, mit Maske und allen Emblemen seiner Gottheit tritt auf.)

Poseidon: Ich, Gott Poseidon, trete herrlich her,
Emporgetaucht aus meinem Inselmeer,
Wo um den flutgelabten Busen wallt,
Der Nereiden süße Tanzgestalt.
Denn seit wir beide um die Siedelein,
Phöbus und ich, gefügt den Kranz von Stein,
Nach rechtem Maß das Ragende gebaut,
Blieb mir die Phrygerstadt im Herzen traut.
Doch aufgemerkt, wo die Zerstörung qualmt,
Dort zuckt die Stadt, von listigem Huf zermalmt.
Denn dieses Phoker, der Epeios, hat
Ein Roß gezimmert nach Athenens Rat,

Und in die hochgetürmte Festung zog
Sein dunkler Leib, der sich von Waffen bog.
Nun bluten Haine, Flur und Tempelgut,
Von Blut entweiht, aus wilden Wunden, Blut.
Von seiner heiligen Stufe rückwärts brach
Priamus hin, als ihn das Schwert durchstach.
Nun wird der goldene Phryger-Raub geschleift
Auf Griechenschiffe, denen Rückkehr reift,
Wo schon die Segel lechzen nach dem Wind,
Der sie entführe, heimatlich gesinnt.
Denn zehnmal schon erneute sich das Jahr,
Daß Abschiedskuß und -Trän' vergangen war,
Und jeder fühlt in seinem Hausverein
Sich wohl umjauchzt und süß empfangen sein.
Ich auch, da Pallas diese Stadt bezwang,
Und Hera schürte ihren Untergang,
Ich auch entschreite nun dem Tempel wert,
Und hebe mich hinweg von meinem Herd.
Ja, wenn die öde Stadt zusammenbricht,
Und nirgends schimmert mehr ein Tempellicht,
Wenn keine Hand den Opferdienst betreut,
Und sich kein Rauch auf ihrem Dreifuß freut,
Dann ziehn die unbedienten Götter fort.
Nur manchmal hebt sich wüst an wüstem Ort
Geschrei von kriegsgefangnen Frauen auf,
Das der Skamander weiterwälzt im Lauf.
Hier der Arkader loost die eine aus,
Die andre führt ein Thessaler nach Haus,
Von Theseus Stadt, ein Oberst von Athen,
Erwählt ein Mädchen, reizend anzusehn.
Doch die Prinzessinnen, vom Loos befreit,
Sie sind den Fürsten, in dem Zelt bereit.
Helena auch, gefangen abgeführt,
Sitzt unter ihnen, wie es sich gebührt.
Doch wer verlangt den Jammer selbst zu schaun,
Erblicke sie, die schmerzlichste der Fraun,

Hekuba dort, o gramverhängtes Herz,
Gehüllt am Tor in wildes Laub von Schmerz.
Und doch durchmaß sie noch nicht ganz den Gram,
Und in die letzte Bucht der Schmerzen kam
Ihr Schiff noch nicht. Noch blieb es ihr erspart,
Sie weiß noch nicht, daß schon geopfert ward,
Daß ihre Tochter schon als Opfer fiel,
Am Hügel des Achill, zum Totenspiel.
Priam ist tot und seine Söhne hin,
So blieb ihr Eine nur, die Seherin,
Kassandra, deren Haupt der Gott umflicht
Mit Raserei und riesigem Gesicht.
Allein auch sie hat schon für sich bestimmt,
Des Atreus Sohn, der sie zu Bette nimmt,
Der solcher Tat sich finstrer Hand erfrecht . .
Und übers Knie bricht eines Gottes Recht.
Fahr wohl mein Ilion, erhabner Ort,
Ihr Mauern und ihr Türme stündet fort,
Wärt ihr am Haß Athenens nicht verdorrt?

(Pallas Athene tritt auf, von der anderen Seite, ebenfalls mit den Zeichen ihrer Gottheit. Der Dialog wird nun so geführt, daß Poseidon links, Athene rechts von der Burg steht, die klein zwischen ihnen liegt.)

Athene: Die ich die Tochter deines Bruders bin,
O Fürst erlaub', ich trete vor dich hin,
Den alten Streit schlag' ich aus meinem Sinn!

Poseidon: Das darfst du wohl! Weil der Verkehr erfreut,
Der friedlich den Verwandten sich erneut.

Athene: Dank für das gute Wort! Ich bringe hier
Kunde, uns beiden wichtig, dir und mir!

Poseidon: Bringst du vom Götterrat mir Botschaft, sprich?
Verlangt mich Zeus, verlangt ein andrer mich?

Athene: Nein, doch um Trojas willen, das wir sehn,
Erbitt ich deine Macht, mir beizustehn!

Poseidon: Bist endlich du des alten Zornes satt,
Jetzt, wo sie niederprasselt, meine Stadt?

Athene: Bleib du bei meiner Frage! Willst du nun,
Was ich gewillt bin, wirkend mit mir tun?
Poseidon: Weiß ich nur erst, was du zu tun gewillt,
Ob dies den Troern, obs den Griechen gilt!
Athene: Sei, morscher Baum der Troja, neubelaubt!
Schon schlag' ich Nacht um deiner Feinde Haupt.
Poseidon: Was treibt auf einmal dich den andern zu?
Maßlos in Haß, maßlos in Liebe, du!
Athene: Von Ajas ward' entweiht mein heiliger Ort.
Poseidon: Dir vom Altar riß er Kassandren fort.
Athene: Straflos blieb er vom Heer und ungerügt.
Poseidon: Und diesem Heer hast du den Sieg gefügt.
Athene: Drum will ich sie vernichten, steh mir bei!
Poseidon: Wohlan, was soll's, was willst du tun, es sei!
Athene: Hoch schwing' ich über ihnen gar übler Reise Weh!
Poseidon: Noch hier an den Gestaden, oder auf hoher See?
Athene: Wenn schon ihre Flotten ahnen
Blauer Heimat selige Bucht,
Stürzt in Riesen-Nacht-Orkanen
Wetter aus der Wolkenschlucht.
Ohne Maßen jagen Regen,
Hagel schmeißen sich entgegen,
Und der Blitz ist mir gewährt,
Der in Mast und Heckbord fährt.

Herrscher du, hör meine Bitte,
Stampfe in des Meeres Mitte,
Daß in Strudel-Tanz und Kämmen,
Wellen selbst sich überschwemmen,
Daß Euböas Steingestade
Leichen auf den Rücken lade,
Daß wir die Achäer lehren
Furcht vor unseren Altären!

Poseidon: Schon ist dein Wunsch dir, Herrscherin, gewährt!

Die Wogen schäum ich auf, wie dus begehrt.
Bald zu Mykonos, bald zu Delos Strand,
An Skyros und Kaphareus Klippenrand
Trägt mein Gewässer Leichen auf und ab.
Doch jetzt, wohlan, hol' vom Olymp herab
Des Vaters Blitz, und warte du verhüllt,
Bis guter Wind die Griechensegel füllt.

(Athene verschwindet.)

O Mensch, du Tor, du stürzt in eitler Kraft
Altar und Mal der Toten, frevelhaft,
Indes dein eigen Grab am Wege klafft.

(Er wird unsichtbar.)

AUS DEM ERSTEN AKT

KASSANDRA

(Kassandra, zwei Fackeln über dem Haupte schwingend, Taltybios, der Herold, mit seiner Mannschaft der tanzenden Priesterin nach, Hekuba, Chöre.)

Kassandra: Ich bringe hier, hebe hier, schwinge hier
Die Fackel blutig zu zwein.
Ich springe hier, schwebe hier, singe hier,
Das heilige Haus zu weihn.
Schaut doch
Die Braut doch,
Sie dreht sich im Kreis!
Rührt euch,
Und führt euch
Nach meinem Geheiß!
Bald landet die Braut, beladen mit Kränzen,
Die Tore erstrahlen, die Zinnen erglänzen.
Und weiß ich die Mutter in Tränen ertrinken,
Wie will ich mich schmücken mit Steinen und blinken,
Und ahn' ich die Schwestern in Schmerze verschmachten,
Wie will ich des Purpurs, des wallenden, achten.

Hebt euer Stöhnen an,
Zünd' ich die Fackel an.
Wende du, Hekate, spende du,
Lampe und Licht und Rauch!
Sende du, Brände du! Ende du
Fest und heiligen Brauch!

Hebt zum Tanz
Fuß und Kleid,
Wie im Glanz
Schönster Zeit!
Appolon voran,
Die Priesterin dann.
O Mutter, zu mir
Erhebe dich mit,
Nun schweben wir
In trunkenem Schritt.
Lobt und preist,
Ruft dem Geist,
Der dem Zug, dem geflügelten, schaut!
Tanzt und tobt,
Preist und lobt,
Hochzeit und Gatten und Braut.

Eine alte Dienerin: Halt auf die tolle Tochter, Königin,
Sonst trägt sie ihren Tanz ins Lager noch!

Hekuba: Hephäst, Hochzeiter dieser frevlen Hochzeit,
Der du beschwingten Sterblichen beim Mahl
Brautfackeln sonst, wie frohe Rosen, hältst,
Heut qualmt verschwollen deine Flamme abwärts,
Verzehrend sich und königliche Hoffnung.
Wer, Kind Kassandra, wer vermags zu fassen,
Daß du als Beute, unter Marsch und Trommeln,
Wirst Hochzeit machen müssen — — Oh — —?

⟨Sie tritt auf Kassandra zu, nimmt ihr nach kurzem Spiel die Fackel aus der Hand.⟩

So gib doch, laß doch, dies geziemt dir nicht.
Du schwärmest, komm zu dir. Tauchst du nicht auf,

Nicht jetzt, an diesem Tag, aus deinem Traum?
(Sie gibt die Fackeln an die Frauen weiter.)
Hinein damit! Und Troerinnen jetzt,
Wenn sich noch etwas Leben in euch nennt,
Löst es in Tränen, und den Brautgesang
Begleite euer Weinen ohne Ende!
Kassandra: Tu Kränze in mein Haar, triumphgeflochtene!
Brich aus in Lobgesang, heb' auf die Hände,
Und segne diese königliche Hochzeit!
Wankt auch mein Fuß, führ' du mich selber vorwärts,
O Mutter, bei dem Walten meines Gottes,
Verhängnisvoll war wohl dem weisen König
Das Hochzeitsfest der Helena gewesen,
Doch war dies alles kleines Kinderunglück
Vor jenes Schicksals ungeheurem Anbruch,
Mit dem mein hochzeitlicher Hauch die Flamme
Des edlen Hauses löschen wird. Denn jetzt
In Tod und vielfach Tod bin ich verwandelt.
Er trägt mich unabwendbar in sein Herze
Und trägt mich Tod ins Herze seines Hauses. —
Genug, geschwiegen von dem Henkerschwerte,
Das nicht allein auf diesen Nacken wartet,
Geschwiegen von dem bald erzeugten Drachen
Des Muttermords, vom Einsturz des Geschlechtes,
Doch eines sei gesungen und gesungen!
Gebenedeit seid ihr, gesegnet Troer,
Kniet hin und schleudert jauchzend eure Arme,
Besiegte ihr, ein Übermaß der Gnade
Ist euer Schicksal vor des Siegers Schicksal.
Schaut euch nicht an mit Blicken und mit Nicken,
Stellt ihr dem Wahnsinn die Vernunft entgegen?
Bin ich vom Phöbus trunken, hat mein Wahnsinn
Mehr von Vernunft, als das vernünftige Wach-Sein.
Hört mich! Die Griechen ließen tausend Helden
Für eine Helena, und Agamemnon
Gab hin sein liebes Kind um ihretwillen,

Für die davongelaufene Frau des Bruders
Gab er den Himmel seines eignen Hauses.
Die aber am Skamanderufer fielen,
Die starben nicht im Grenzbezirk der Heimat,
Und schirmten nicht getürmte Vater-Festung,
Wen riesig Ares antrat, sah nicht mehr
Die Kinder und nicht wusch die blutige Kruste
Die Frau von seinem Leichnam, ungewandet,
Ohn' Leichenhemd schmolz er in fremde Erde.
Daheim die Witwen starben und die Kinder
Für Fremde auferzogen unter Fremden.
So ohne Haus, das nicht an trauten Gräbern,
Ein Freund die Schale hielt und spendete.
Das ist mein Lied vom Heerzug der Achäer!
Die Troer starben — doch für's Vaterland,
Und schütteten sich in den Strom des Ruhmes.
Den Hingerafften trugen treue Hände,
Ins Haus der Lieben und die hüllten ihn
Ins letzte Leinen und bereiteten,
Mit Sorgfalt waltend, ihm das Bett des Grabes.
Er war daheim bis ihm sein Tag erschien,
Und freute sich, was seinem Feind versagt war,
Am Walten seines Weibs, am Tanz der Kinder.
Und wollt ihr, daß ich Hektors Schicksal deute,
Fuhr er nicht als ein Held der Helden hin,
Und wär er dieses worden ohne Krieg!
Was aber nennt sich Ruhm der Helena,
Als daß sie Bastard eines Gottes ist?
Wohl, Krieg ist Wahnwitz, aber ist er da.
Heil einer Stadt, die heldisch niederfährt!
Aus Sturz und Feuersbrunst baut sie sich neu
Am Himmel auf, dem sie kein Sturm verwischt,
Und ihre Türm' und Tore heißen Ruhm.
Darum, o Mutter, wein um Troja nicht.
Und weine um Kassandra nicht! Bedenke,
Den Feinden, die dort unten bei den Schiffen,

Mit Fahnen umziehn und mit Pauken toben,
Bringt meine Hochzeit Moder, Höll' und Tod.

Chor: Du strahlst und lächelst deinem eignen Wehe,
Und baust ein Glück aus Wahn und windigem Traum.

Talthybios: Wärst du nicht so verrückt und ganz benommen
Von deinem Gott, du bliebst nicht ohne Strafe
Für diese Litanei und deine Frechheit,
Mit der du von des Herren Heimkehr redest.
Sieh einer an, das also sind die Fürsten,
Die hochgeboren gnädigen! Nichts andres,
Bei Gott nichts mehr als wir gemeines Volk.
Dem hohen König und erlauchten Kriegsherrn
Von Atreus altem Hofe, den Agamemnon
Packt Leidenschaft zu der verrückten Sklavin!
Nur zu! Weiß Gott, ich bin ein armer Herold,
Doch diese da wär' nichts für dich, mein Junge!
Doch du, Verrückte, weil du denn verrückt bist,
Halt Reden, lästre, fluche, prophezeie!
Ich geb' dein Wort den Winden zum Verwehn.
Jetzt aber, schöne Dame, Königsbuhle
Folg' mir ins Lager! — Hekuba, du bleibst,
Bis dich Odysseus selbst zu Schiffe ruft.
Zum Dienst der besten Frau bist du erkoren.

Kassandra: Er prahlt, der Herold Zungenflink und spreizt sich.
Bedientenflegel, bist doch bloß ein Schuft,
Der Stadt und Zwingherrn niedre Dienste tut!
Apollons Spruch ist nichts, du aber weißt es,
Daß meine Mutter nach Ithaka kommt,
Wo ihr der Gott den Tod verheißen hat
Im Vaterland. — Odysseus aber
Ahnt sein Geschick und seinen neuen Namen,
Der »Dulder« heißt noch nicht. — Zehn irre Jahre.
Verschlungen noch vom Schlund der schnöden Zukunft,
Umraucht vom Blau noch ungeborner Träume,
Gestalten der Charibdis und des Kyklops,

Die Zauberin Kirke, Lotos und die Herde
Des obenwandelnd Feurigen, der Schiffbruch
Und dunkler Gang zum Ort der Abgeschiedenen.

Nicht Odysseus! Nicht gesungen seine Irrfahrt, seine Heimkehr!
Hades, schüttle deine Schatten, rüste dich zu unserer Hochzeit!
Nicht am Tage mit Gepränge, nein, zu tierdurchheulter Nachtzeit,
Tragen sie auf schlechter Bahre deinen Leichnam, Agamemnon.
Sieh, Gekrönter, unter Wolken öffnet sich die alte Bergschlucht,
Wildbach wirft sich weiß von oben und bespringt zerrissnes Felsstück.
Liegt mein Leib in trockner Gosse, jäh umkrallt von leerem Astwerk,
Deiner wird mir zugeschleudert und du stürzt in süßes Brautbett.
Und der Nacht geheime Vögel fallen nieder um die Fraßzeit,
Hündin schleicht und brüllt der Eber, Stöhnendes preist Aas und Sternstund.
Bräutigam, an deiner Seite ruht die schöne, nackte Braut dir,
Und Verwesung heißt die Wollust, die beschieden unserer Nacht ist.

(Sie tut die priesterlichen Insignien ab)

Kränze, Binden, heilige Schleier, hebet euch von diesem Ort auf,
Raffe, mein erlauchter Phöbus, reine Zeichen in dein Reich heim!
Aber jetzt bricht an die Stunde, zeigt das Schiff mir, werft das Brett aus!
Auf an Bord, die ich den Segeln besser, als der beste West bin!
Bin der Ausbund aller Hölle, bin Erynnie, Rach' und Tod selbst,
Und es lenkt den spitzen Schiffskiel die Gesandte schwarzer Macht euch.
Keinen Abschied, liebe Mutter, weine nicht, ihr alle weint nicht!
Teure Erde, brich in dieser Stunde nicht in giftige Blüt' aus!
Die du deckst, ihr Brüder herrlich, Vater golden auf dem Thron einst,
Lebet wohl, ich komme zu euch, bald will ich mit euch vereint sein!
Ja, ich komme siegbeschüttet, schreitend und mit großem Aufschrei!
Hoch in meinen Händen schwing ich des zerstörten Hauses Herdbrand,
Aber hinter meinem Tanze wankt ein dunkler Seelenzug nach.
Darum klagt nicht Brüder-Schatten, weinet nicht, die ihr im Licht seid!
Das Geschlecht, das uns gestürzt hat, Atreus stürzt und stürzt durch mich.

(Bewegung. — Trabanten des Talthybios führen Kassandra ab. Hekuba bricht bewußtlos zusammen.)

AUS DEM ZWEITEN AKT

HEKUBA UND HELENA

(Menelaus mit Gefolge tritt auf. Hekuba, Chöre)

Menelaus: Stolz leuchte diesem Tage Helios,
Da es gelungen ist, und Menelas
Hie hertritt glanzvoll schreitend und umschart,
Ansichzunehmen Helena die Frau.
Doch ihr da! glaubt nicht wie's die Welt vermeint,
Ich lief bis Troja einem Weibe nach!
Das war es nicht. Doch grimme Rache war es,
Zerstörte Ehre und zerrißnes Gastrecht,
Als mir die Frau der fremde Prinz entführte.
An ihm hat sich das Rachewerk erfüllt.
Den Himmlischen gefiel es so — sein Reich
Zuckt mir zu Füßen, ein zertretener Wurm.
Nun hole ich mir die Spartanerin,
Denn Gattin sie zu nennen widerts mich.
Hier irgendwo find' ich sie im Gezelt
Als Kriegsgefangne, die sie ist und bleibt.
Das Heer läßt mir die Wahl, sie hier zu töten,
Und wenn ich das nicht will, sie heimzubringen.
— — — Nein, hier vor Troja soll es nicht geschehn.
Vielmehr gefällt es mir, auf meinem Schiff
Sie heimzuführen, und in meinem Argos
Zum Sühn' und Opfertod sie darzubringen
Den edlen Häusern, würdigen Familien,
Die dies Gefild mit ihrem Blute tränkten.

(Er winkt seiner Begleitung, von der ein Teil dann abgeht.)

He, drum ihr Knechte, auf, sucht sie im Zelt hier,
Reißt sie herbei an ihren schönen Haaren,
Die Mördrin, die verruchte! Gibt uns dann
Ein günstiger Gott erwünschten Fahrwind, soll
Sie heute noch zu Schiff mit uns nach Hellas!

Hekuba (die zusammengekauert vor dem Zelt hockt, wächst aus ihrem Dunkel langsam und gewalttig an)

Der du die Erde trägst, von ihr getragen,
Und thronst auf dem, was deine Schulter hält, —
Wie soll ich einen Namen um dich schlagen,
Der du ja namenlos bist, wie die Welt!?
Sag' ich Gesetz, Notwendigkeit und Wille, —
Wie wird dein Sinn in Eitles eingeschenkt?!
Mir ziemt nur eins, zu knien in den versenkt,
Der wandellos in ungeheurer Stille
Jedwedes Schicksal an sein Ende lenkt!

Menelaus: Was soll das, welch ein seltsames Gebet?

Hekuba (nähert sich dem Menelaus, indem sie ihr Gesicht verhüllt, flüsternd):

Das ist Atride, wohlgetan von dir,
Daß du den Tod bereitest deinem Weib!
Doch nimm den Rat und hüte dich vor ihr!
Blick' sie nicht an, denn Sehnsucht reißt dich fort,
Und du bist selbst Gefangner ihrer Augen,
Die mit verfehmten Zauber Städte stürzen,
Und Feuersbrunst in Haus und Herzen tragen!
Wir beide kennen sie, und jeder kennt sie,
Der sie nur einmal sah, drum hüte dich!

(Helena wird von Soldaten aus dem Zelt gezerrt. Sie ist aufs herrlichste gekleidet, mit ungeheurem Schmuck behangen, nur ihre Hände sind gefesselt.)

Helena (hohevoll und ruhig):

Was gibt es denn, daß man ein armes Weib
Mit rohen Fäusten aus dem Zelte stößt?!
Wohl weiß ich, Menelas, wie du mich haßt.
Doch mach' es kurz! Was hat man mit mir vor,
Was will das Heer mit mir, und was willst du?

Menelaus (nach einer Pause):

Geduld! — Der Spruch des Heers ließ mir das Recht
Zu deinem Tod. — Denn ich war das Gefäß,
Für deiner Schuld gehäuftes Übermaß.

Helena: So frage ich, vergönnst du mir zu reden?
Wenn ich schon sterben muß, will ich dir zeigen,
Wie sehr du ungerecht bist, mich zu töten.

Menelaus: Dein Henker, nicht dein Richter steht vor dir!

Hekuba (entblößt langsam ihr Antlitz — Helena fährt zurück — Große Bewegung):
Laß ihr das Recht, mein Menelas, zu reden!
Allein die Antwort, Herr, verstatte mir!
Von ihren Sünden kennst du nur ein Kleines,
Ich weiß von mehr, mein Herre Menelas!
Ich weiß von mehr, mein Herr, weiß von so vielen,
Daß von den tausend Sünden, die ich nenne,
Die allerkleinste fände ihr Gericht!

Menelaus: So mag sie reden, wenn sie reden will,
Doch die Erlaubnis, Königin, geschieht,
Zu deinen Ehren! Niemals ihretwillen. —

Helena: Obwohl es nutzlos ist, daß ich es tue,
Weil du mich hassest, König, red' ich dennoch!
Und wie du tief im Herzen Klage wälzest,
So wälz' auch ich im tiefen Herzen Klage!
Denn jeder Schuld, der du mich schuldig sprichst,
Hebt eine Gegenschuld das Haupt zur Antwort,
Daß jäh dein Schuldspruch dir im Mund zerbricht.
Vorerst, wer war die Ursach' allen Jammers?
Die dort allein! Denn sie gebar den Paris. —
Und als sie schwanger ging, da träumte ihr,
Daß sie mit einer Fackel niederkäme.
Die ohne Ende einen Brand entflammte.
Der Alte wußte doch die Deutung gut,
Was ließ er seinen Sohn, den heimgekehrten,
Warum ließ Priamus den Sohn am Leben?
So trägt er Schuld an Trojas Schmach und meiner!
Und weiter hört! Ward Paris nicht zum Richter
Als golden ihn die Göttinnen umschwebten,
Verheißung seinem Spruch in Händen tragend?
Gab ihm Athene euer Land zu Lehen,

Verhieß ihm Hera den umwogten Weltkreis,
Doch Aphrodite mich, die schönste Frau.
Und weil denn Paris ihren Namen nannte,
Ward ich sein Weib. Und nun bedenkt, ihr Griechen,
Der Ursprung allen Segens bin ich euch!
Denn ohne mich wärt ihr nicht Herrn und Sieger.
Nein, niedre Knechte und zerdrückte Sklaven,
Es schwelgte der Barbar in eurem Hause,
Und trieb euch mit dem Vieh auf Feld und Weide.
Doch mir allein ward euer Glück zum Unglück,
Und weil ich schön bin, trag' ich nichts als Schande.
So steh' ich hier, das Haupt voll Staub und Asche,
Da mir ein goldner Ehrenkranz gebührt.
(Murren und gefährliches Gelächter, doch ganz dumpf)
Gut denn, ich weiß schon, was du sagen willst.
Die größte Sünde will ich nicht verstecken,
Daß ich aus deinem Haus davonlief, König!
Von Aphroditens Schatten überflügelt,
Umstrahlt von Licht und Balsam ihrer Macht,
Mein Schicksal stand auf deines Hauses Schwelle,
Und Paris Alexander nannt es sich.
Du aber Bester, ließt dein Weib allein
Mit seinem bösen Geist, und fuhrst nach Kreta.
O schändlich!! Doch genug — ich frage mich,
Und frage mich allein, und nur mich selbst:
Was dacht' ich mir, als ich das Haus verließ,
Und meinem Gatten fortlief mit dem Fremdling,
Und Abschied nahm von meinem Vaterland?
Ich weiß es nicht . . . du mußt die Göttin fragen . . .
Sie trägt die Schuld . . . ihr Wille ist geschehen . . .
Was willst du denn von mir, sind ihrem Willen
Nicht untertan die Götter selbst — ja Zeus?
Und du willst mit ihr rechten, doch wo nicht,
Sieh ein, geh' in dich Mann — sei wieder gut!!
Und daß auch nicht der kleinste Makel bleibe,
Ich ahne, was dein Schweigen zu mir sagt . . .

Als Paris tot war, bannte mich der Zauber
Der Göttin nicht mehr, meinst du nur mit Recht.
Und meine Pflicht war Flucht zu euern Schiffen.
O wüßtest du! — — zu Zeugen rufe ich
Die Türmer an, die Wache bei den Toren,
Sie können dir's beschwören, Zeugnis geben,
Wie nachts ich oft verwegne Seile knüpfte,
An morschen Vorsprung, altes Zinnenwerk,
Um nur zu fliehn. — Doch alles war vergebens!
Und jetzt, mein Gatte, frag' ich dich allein,
Hab' ich den Tod verdient, darfst du mich töten?!

(Sie hebt ihre Hände hoch und schüttelt die Ketten.)

Das sind die Siegeskränze, die ich trage.
Mein Siegeslohn, Gefangenschaft und Elend.
Und das durch mich siegt, Hellas, schenkt mir Ketten!!
Dir aber sag' ich eines, Menelas,
Trotz nicht den Göttern, fürchte ihre Rache!

(Die Empörung des Volkes hat mit leisen Ton die Rede begleitet, zum Schluß steigert sie sich in die wild skandierten Anapäste der Chöre.)

Chöre: O zerreiß du
Alte Fürstin
Diesen frechen
Huren-Irrsinn!
Sieh, wir schaudern
Schweren Odems,
Wie sie schamlos
Worte lächelt,
Eitel flicht sie
Schnöde Schlüsse
Ins Gewebe
Der Verdammnis.
Sprich für Troja,
Für die Deinen,
Und zerreiß du,
Alte Fürstin,
Diesen frechen
Huren-Irrsinn!

Hekuba: So heb' ich meine Stimme auf und halte
Sie vor die Himmlischen, daß nicht dein Wort
Unsterblichkeit besudle, Gleißnerin!
Wie? Also töricht war der Gottheit Walten,
Daß die erhabne Hera und Athene
Das eigne Reich, den lieblichsten Besitz,
Den süßen Rauch der Residenzen ließen,

Die hohen Schönen, Argos und Athen
Dem gold- und rauhgemuten Phryger schenkten,
So leichthin um ein Spiel der Eitelkeit?
Und gar um dieses eitlen Spieles willen,
Wer wähnt, daß sie geschmückt sich sinken ließen
Auf Ida, einen Hirten zu entzücken?!
Wo fände denn Begehren einen Ort,
Wo wirkte Lüsternheit in der Erhabenen,
Die an der Seite schläft dem höchsten Zeus?
Wann heischt Pallas jemals einen Gott,
In ihr gewölktes Bett, die eines nur
Vom Vater fleht, nur eins, Jungfräulichkeit?!
Nein du! Mit Klugen sprichst du, Ausgewitzte,
Häng Narrenkleider nicht um Götterschultern,
Damit man, Falsche, deiner selbst vergißt!
Und fürder auch, daß meinem armen Sohn,
Das Wunder Aphroditens überschwebte,
Als er das Haus des Menelas betrat?!
Wie gar zum Lachen — Wollte nur die Göttin,
So hätte sie das Haus und dich und ihn
Von ihrem Sitz des Himmels, leise hauchend,
Gelassen bis nach Ilion verweht.
Mein Paris war ein Gnadenbild der Schönheit,
Vor allen Jünglingen begabt und herrlich,
Du sahst ihn und warst selber Aphrodite,
Denn Sterbliche benennen allzuleicht
Die Wollust ihres Herzens — Aphrodite.
Du sahst ihn, wie er auf der Stufe stand
In Asias Panzer, haargeschmückt und lodernd,
Da waren deine Sinne toll und trunken
Und du gedachtest deines kargen Spartas,
Und Troja schien dir ein gepriesnes Schiff
In einem Meer von Gold und Wein. Das Haus
Des Menelas und seine arme Wirtschaft
War deiner großen Sucht schon längst verhaßt,
Und deine Launen brauchten andre Schätze.

Du redest von Entführung? — Ihr Argiver,
Wer weiß davon? Wann schriest du denn um Hilfe
Als du dich sträubtest wider meinen Sohn?!
Warum denn riefst du deine Brüder nicht,
Kastor und Pollux, die noch nicht dem Himmel
Vermählt als Sterne, unter Menschen weilten?!
Und als du kamst nach Troja, ehern dröhnte
Das Heer der Griechen deinen Spuren nach,
Speerkampf hub an und manche Feldschlacht donnernd!!
Was tatst du, Brunnen tausendfachen Tods?!
Ward uns ein Sieg von Menelas verkündet,
Begannst du stolz ein Siegeslied zu singen
Auf diesen deinen Gatten, denn du wußtest,
Das kränkt den andern, lockt die Eifersucht.
War aber uns das Glück der Schlacht gewogen,
Wie war dir da dein Menelas so gar nichts!
Ein Ziel bloß wußtest du — das warst du selber —
Und kanntest eins auf Erden nur — dein Glück —
Des warst du sehr bestrebt und ahntest nicht
Das Wort der Ehre und den Spruch der Tugend!!
Und was erzählst du Elende, du hättest
An Zinnen Seile knüpfend, dich zur Nacht
Versucht hinabzulassen am Gemäuer!
Wo traf man je dich an, die Schlinge prüfend,
Wann schliffst du einen Dolch, denn dies geziemte
Und dieses eine nur, sich selbst zu töten,
Der treuen Frau, verzweifelt und voll Sehnsucht
Nach ihrem Gatten! Und wie kam ich selber
Wie oft zu dir, bewegten Herzens sprechend!
Willst, liebste Tochter, du den Krieg nicht enden?
Verlaß uns, flieh uns, lös' den argen Ehbund,
Ich bitte dich — den Sohn versorg' ich anders —
Ich will dich selber insgeheim und treulich
Ins Lager bringen zu Achajas Schiffen! —
Das aber war dir nicht bequem — dich freute
Des Ostens Purpur und die Üppigkeit

In Alexanders Haus. Das war dein Stolz,
Wenn dir der Phryger deine Füße küßte,
Die Asia entfaltend deinen Lüsten.
Wie tat das wohl, gewandet und behangen
Mit Kleinod ohne Maßen hinzuwandeln.
Das war dein Leben, und du wagtest es,
Zum gleichen Äther lächelnd aufzublicken
Wie dein Gemahl, o du abscheulich Haupt!!
Das wagtest du! Und jetzt, anstatt in Demut,
Das Kleid zerschlissen, schlotternd unter Frösten,
Mit skythisch abgeschornem Haupt und elend
Vor Angst, vergehend in Züchtigkeit,
Und jeder Scham teilhaftig darzustehen,
Übst du die Kunst der Frechheit bis ans Ende!!
O Menelas, an dich mein Wort zuletzt!
Bekränze Hellas Sieg und deine Würde!
Die töte hier und drücke das Gesetz
Der Zukunft auf die Stirn. Tod sei die Strafe
Für jedes Weib, das ehbricht und verrät!

AUS DEM LETZTEN AKT

HEKUBA BEGRÄBT DAS KIND ASTYANAX IM SCHILD SEINES VATERS HEKTOR

⟨Hekuba. Chöre.⟩

Legt auf die Erde dieses Schildes Treue,
Der oft mein mütterliches Lächeln abends
Mit guter Freude füllte und jetzt schrecklich
Sein Bildnis ins verbrannte Auge hängt!
O Griechen, Wilde! Mehr begabt mit Fäusten,
Als wie mit Seele. Was euch so bedrohte
Und eure Macht, ein Kind war's, sündenlos.
Dies Kind, in dessen Well' der Himmel spielte,
Der lautere Beginn, umsäumt mit Blumen,

Erschrak euch also, daß ihr unbeschreiblich
Und scheußlich euch mit seinem Blut bespritztet.
Dies Rehlein hier, zerbrochen und vergossen,
Dünkt euch Gefahr und Wiederkunft der Troja.
Wie macht doch dieser Mord euch selbst zunichte!
Wenn wir erlagen, als noch endlos Hektor
Durch das Gefilde dröhnte, und die andern
Mit phrygischem Gesang euch überschäumten,
Und dennoch wir erlagen, aber jetzt
Ein Kind den Mut euch wegweht und die Einsicht.
Ah! Nichts auf Erden ist mir so verhaßt,
Als die Vernunft, von scheeler Furcht geschändet,
Und ein Gewissen, umgestürzt von Angst!
Wie kläglich starbst du, Seelchen, ohne Sünde,
Ja, wärst du deinem Reich dereinst als Jüngling
Dahingesunken, angetan mit Herrschaft,
Und hättest du gekostet Frauenliebe
Und alle Wonne dieser Sterblichkeit,
Wie priesen wir dich glücklich, denn in Einfalt
Nennen wir Glück, was Glück auf Erden ist.
Nun sahst du kindlich deines Hauses Güter
Vergossne Seele und genossest nichts.
Du armes Köpfchen, weh, wie fürchterlich
Schor dir der Stein des väterlichen Turmes!
Dies Haar, das deine Mutter abends kämmte,
Mutwilliges Gelock, von ihr geschlichtet,
Wie blutig klebts zusammen, und den Scheitel
Liebkost von Sanftheit, wie unsagbar gräßlich
Hat ihn der Tod zerstampft! Ihr Händchen, kleine,
Ihr zeigt von künftiger Kraft des Vaters Bildung,
Nun hängt ihr schlaff, zersplitterten Gelenkes!
O Mund, geliebter, bist du mir erloschen,
Und logst du, wenn du plaudertest am Morgen:
»Hör du Großmutter, Altes, stirbst du einmal,
Und liegst im Grab,« so sagtest du, »dann komm ich,
Und alle Jungen kommen mit mir, Mutter,

Mit heiligem Wein und feierlichen Schrittes!
Ich schneide meine Locken ab und streue
Sie dir aufs Grab und rufe dich in Treuen.«

Nicht ist an dem, daß du an meinem Grabe stehst,
Du kleines Kind, ich muß ins Grab dich legen.
Ich Alte, heimatlos und ohne Kinder,
Alleingelassen, wie nichts mehr allein ist.

Dies alles ist dahin, was mich besorgte,
Die Pflege, Spiel und Kuß und viele Mühe,
Da du an meiner Brust schliefst, und die Nächte
Durchwacht bei deinem Fieber, alles, alles!
O Dichter, du der Zeiten, komm und schreibe
Zu Häupten dieses kleinen Grabs die Inschrift:
Die Griechen töten Kinder, die sie fürchten,
Und sei der Spruch ein Mal von Hellas Schande!!

Das ist die ganze Erbschaft, die dir bleibt,
Der Schild hier, der dein letztes Lager ist.
Ihn trug dein Vater, mit gewaltigem Arme,
Der nicht mehr seine liebe Waffe hütet.

Was ist das, hier erblick ich noch am Riemen
Den teuren Druck der Hand, hier an der Wölbung
Den dunklen Fleck, von edlem Schweiß gebräunet,
Der von der Stirne lief, wenn wild im Kampf
Der Sohn das Kinn auf diese Kante stemmte . . .
. . . O Frauen, geht und bringt den Totenschmuck,
Wie's uns beschieden ist, so karg und sparsam.
Die Huld der Himmlischen vergönnt nicht mehr.
Nimm's an, mein Kind! — O Tor der Toren,
Der je sich freut und einmal glücklich ist!
Besessen ist das Schicksal. An Verrücktheit
Gleichts nur dem Menschen selbst, denn es springt um
Ein wankelmütiger Wind, und nimmerdar
Ist einer glücklich, der es einmal war.

TROJAS ENDE

Eine Kriegsgefangene, umdrängt von einer wirren und heulenden Schar Frauen, gleich darauf Talthybios mit einer überaus großen Mannschaft. Alle Soldaten tragen in Händen Brandfackeln und große Geräte. — Talthybios und Gefolge sind etwas höher gruppiert, so daß Fackeln und Stangen weit über die Köpfe der Frauen ragen. — Nach und nach füllt sich die Landschaft mit tausendfachem Fackellicht.

Die Kriegsgefangene: Seht dort, seht dort!
Auf den Zinnen der Feste
Feurige Männer.
Sie fliegen unterm Gewölk!
Was solls? Welch neue äußerste
Prüfung rüstet sich dort?!

Talthybios ⟨tritt vor, viele Hauptleute um sich versammelnd, die Chöre erheben sich, alles drängt näher⟩:

Hauptleute! Der Befehl ist euch bekannt.
Ihr seid bestellt, die Stadt des Priamus
Mit euren Bränden zu besuchen! Auf
Und säumt mir nicht, streut euer Feuer
In jedes Haus, und wenn der Sturz erdröhnt,
Sei das der Ruf zum Aufbruch unserer Schiffe!

⟨Die Hauptleute, Soldaten von allen Seiten mit Bränden die Fläche zur Burg empor! Überall Licht, großes Hellerwerden, die Horizonte bluten, Troja nach und nach in Flammen.⟩

Und nun zu euch, ihr Fraun! Wenn die Drommete
Im Lager aufspringt, heißen euch die Fürsten
Zu Schiff. Darum nehmt kurzen Abschied jetzt!
Doch du, o Königin Hekuba, Schoß der Schmerzen,
Gehst gleich mit uns! Sieh diese Boten an!
Odysseus sendet um die beste Beute.

Hekuba: Spitzfindiges Ende! Letzter Berg des Jammers!
Die Heimat hängt mir Fahnen aus zum Abschied.
Drum wend' ich den erstarrten Mund zum Jubel.

Auf, auf, mein morscher Fuß zum letzten Tanz nun,
Hekuba grüßt dich, mein glückseliges Troja,

Erhabener Name, herrlichste Barbarin,
Bald schon ein Rauch in wüste Luft verblasen!

Und nun heißt's Knechtschaft, wie die Götter wollen.
Doch ich will's anders, und ich fluche ihnen,
Und fluche ihnen mit dem letzten Atem!
Schon jauchzt der Tod mir köstlich durch die Glieder,
Ich fliege, schwebe, wehe dir entgegen!
Geliebte Stadt, als deine hellste Flamme
Will ich mich jauchzend bis zu Ende taumeln!

(Mit trunken gebrechlichen Schritten eilt sie ein wenig empor, die beiden Wogen der Chöre gießen sich ihr nach. Talthybios und die Söldner, die ihm noch geblieben sind, drängen langsam alle zurück.)

Talthybios: Zurück, unselige Greisin, dich verrückt
Das Übermaß von Weh! Haltet sie fest!
Bei eurem Kopf, ihr haftet dem Odysseus!

Hekuba: Vater, himmlischer Vater,
Phrygiens Vater, Vater unser!
Siehe uns Enkel!
Siehst du die Enkel,
Duldest du, duldest das?!

Chöre: Er sieht uns, er sieht uns,
Und duldet die Flammen
Und tobet gräßlich
In seiner ungeheuren Stadt!

Hekuba: Sieh doch, Sieh doch!
Juchhe, wie die Feuer sich jagen,
Die Türme beben und schwanken,
Die Zinnen, lustige Tänzer
Springen, springen herab.

Chöre: Auf den Adlern des Windes
Stürmt mächtiger Qualm,
Feuer, Feuer rennt
Durch thronenden Palast.

Hekuba: O Erde, du, die meine Kinder nährte!

Chöre: Oh! — — —

Hekuba (in die Erde rufend):
O hört, ihr Kinder unten, eure Mutter!

Chöre:
Ja grüß und grüße jammernd deine Toten!

Hekuba (auf den Knien):
So werf' ich meine Knie auf die Erde,
Und schlag' die Erde, schlag mit beiden Händen.

Chöre:
So tu auch ich und schlag' und schlag' die Erde
Und rufe meinen Gatten in die Tiefe!

(Auch die Chöre werfen sich nieder und schlagen langsam und fürcherlich den Boden im Takt.)

Hekuba: Verloren, verraten!

Chöre: Die Heimat zerbrochen!

Hekuba: Priam, wo ruhst du,
Grablos und ohne Wacht?
Wie bin ich dir fremd jetzt,
Du weißt nichts von mir.

Chöre: Er starb und ist heilig
Und weiß nichts von uns.

Hekuba: Weh euch, ihr Tempel!

Chöre: Weh! — — —

Hekuba: Ihr hemmt nicht den Feuerspeer!

Chöre: Namenlos, namenlos bald
Stürzt ihr aufs braune Land!

Hekuba: Bald schwingt sich der letzte Rauch
Leicht in die Luft, und nichts
Nennt mir die Heimat mehr.

Chöre: Bald ist dein Name aus,
Menschen vergessen bald,
Troja war niemals da!

(Explosion und Zusammensturz der Burg — Ein langer Schrei.)

Hekuba: Was war das?

Chöre: Wehe die Burg!

Hekuba: Vernichtung —

⟨Vom Lager her beginnt eine ungeheure Musik. Fanfaren, hohe Flöten und Trommeln, immer näher kommend, dazwischen ein eiserner Marschlärm.⟩

Chöre: Hört ihr — hört ihr!?!

⟨Die Musik wächst immer mehr.⟩

Hekuba ⟨hat sich aufgerichtet. Sie geht einige Schritte nach vorn, und tritt auf irgendeine Erhöhung, wie auf ein Postament. Alle Frauen fluten an ihr empor, wie an einem Riff. Sie steht ganz in einem schwarzen Licht. — Plötzlich bricht die Musik ab.⟩

Ihr alten zitternden Füße geht den Weg,
Wie er vor euch liegt, denn hier ist nicht mehr
Ein Recht zum Tod. Seht her, so nehme ich
Mein Leben an die Brust und trag's zu Ende!!
Nun zu den Schiffen! —

⟨Eine neue Woge von Feuer und Fanfare verschlingt das Bild.⟩

Franz Werfel.

COURBETS NACHFOLGER

Die Kunst ist die stärkste Verbindung der Welt, die außer uns ist, mit der Welt, die in uns ist. Sie gestaltet den Sieg unseres Willens über das Chaos, unsere Fähigkeit, aus der stets wandelbaren, von unseren Begierden fortwährend veränderten Natur eine Ordnung zu gewinnen, die uns erlaubt, die Kräfte, die uns spalten möchten, zu überwinden. Sie ist Verbindung und Mitteilung und geht über alle anderen Möglichkeiten menschlicher Mitteilung hinaus, weil ihrem Wesen, ihrer Form gelingt, alle störenden Nebengeräusche auszuscheiden. Kunstwerke geben tiefstes Verstehen unseres Nächsten und machen Fernes, Vergangenes, Zukünftiges zum Nächsten. Worte, und wären es die klügsten, werden zu leeren Lauten. Ein Blick reißt Wände zwischen Seelen ein. Wir können über Kunst nur reden, wenn wir sie nicht vor uns haben.

Der Drang, sich mitzuteilen, macht den Künstler zum Erfinder. Farben, Formen, Harmonien sind Brücken der Sehnsucht. Ihre Wölbungen machen unsere Sinne trunken, und unser Verstand wird nicht müde, das Gesetzmäßige des Organismus zu durchdringen. Darüber gerät man in Gefahr, die Brücken als Dinge an sich anzusehen und sie nie zu benutzen.

Eine Brücke setzt zwei Ufer, die verbunden sein wollen, voraus. Daher kann die Kunst nicht in den leeren Raum oder aus spielerischem Zeitvertreib ihre Gebäude türmen, selbst wenn es ihr möglich wäre, ihre Gesetze aus Erkenntnis allein zu erfüllen. Sie braucht Menschen und Welt, die verbunden sein wollen. Längst sind die Wünsche vieler den Weg von einem Ufer zu dem anderen geflogen, bevor sich die sichtbare Brücke spannt. Sie bestand schon, nur nicht mit ihren schön gewölbten Bogen, nur nicht mit ihrer unerschütterlichen Struktur. So kann die Kunst immer nur Bestehendes, von

vielen Gefühltes, und sei es noch so latent, bestehende Verbindungen sichtbar machen und eine Gemeinsamkeit bestätigen, gestalten, die vor ihr existiert. Künstler sind Apostel, Priester. Kunst ist Kultus, nicht die Gottheit selbst. Sie bedarf des Glaubens der Künstler und der anderen an eine jenseitige Macht. Das Vertrauen auf sich allein ist leere Phrase. Man glaubt an wenig, wenn man an sich glaubt.

Die herrschende Weltanschauung ist der mittelbare oder unmittelbare Nährboden der Kunst. Sie stützt oder fördert sie, je nachdem sie jenen Glauben stützt oder hindert. Es kommt natürlich nicht auf die objektive Gültigkeit des Glaubens an, nur auf die Gemeinsamkeit. Man kann auf den Idealismus der Epoche Kants eine Förderung der Kunst zurückführen, die in der Blüte unserer Literatur zum Ausdruck kam, und aus der Schwächung jener Gemeinsamkeit durch die Naturwissenschaft Darwins und seiner Nachfolger eine Hinderung der Kunst ableiten. Mit dieser Gefahr beginnen wir heute ernstlich zu rechnen.

Freilich sollte die Existenz der Kunst allein genügen, um eine Anschauung, die die Welt als ein rein mechanisches Werden und die Menschen als von Maschinen gemachte Maschinen erklären möchte, zu widerlegen. Selbst wenn die moderne Biologie nicht auf Häckels eigenem Felde die Waffen gegen ihn fände, wenn mutige Denker, denen die Popularität der »Welträtsel« keine Macht bedeutet, nicht in den Prämissen jener Anschauung die Lücken entdeckt und den Weg zu Kant wieder geöffnet hätten, würde in jedem künstlerisch gesinnten Menschen diese Gesinnung allein ein unüberwindliches Veto einlegen. Der Künstler sieht einem Häckel zu wie der vernünftige Mensch einem Spiritisten. Das Experiment überzeugt ihn, solange er in dem dunklen Saale ist. Am andern Morgen sagt er sich, daß ihn die Augen genarrt haben und daß man seine Vernunft nicht von der mangelhaften Einsicht in die Tricks eines Taschenspielers abhängen lassen kann.

Der Umstand, daß vor so und so viel tausend Jahren die Menschen bereits an eine höhere Macht glaubten, die sich allem Mechanismus entzieht, braucht uns nichts zu bedeuten. Sie wußten es nicht besser. Wenn aber damals die Menschen im Dienst jenes Glaubens Werke schufen, deren Wesen noch heute intakt ist, selbst wenn sie als

Trümmer zu uns gelangen, intakt, unberührt von dem Einfluß der Zeiten, der sonst nichts verschont, so vollkommen, daß wir trotz aller inzwischen erworbenen Kenntnis nicht das leiseste daran zu verbessern vermögen, daß aller Fortschritt, den wir seitdem gemacht zu haben uns einbilden, vor ihnen unzulänglich erscheint, wenn diese Werke, wo immer wir sie finden, ob in Indien oder in Ägypten oder auf dem Acker eines pommerschen Bauern, von Gletscher oder von Lava bedeckt, von Salzwasser oder von Würmern zerfressen, heute noch in jedem höheren Menschen den Glauben an eine, unseren Gesetzen entrückte, höhere Macht entzünden und, wenn er Künstler ist, ihn zu einer neuen Kunst treiben können, wiederum zum Preise einer Unendlichkeit, dann muß uns der Materialismus wie ein sinnloser Zweifel an unserer Existenz erscheinen und alle Dialektik zugunsten der planlosen Schöpfung wird leeres Gerede.

Die Kunst vergeht, sobald wir das zu sein glauben, wozu uns die Monisten machen möchten. Es ist belanglos, unter welchen Umständen Goethe als zuckendes Zellengewebe erscheint. Der Merkwelt eines Hottentotten wird er ein noch Geringeres sein. Wesentlich war, daß er sich nicht selbst so erschien, sondern die Verantwortlichkeit des Repräsentanten spürte. Diese allein hat ihn zu der äußersten Selbstoffenbarung getrieben, der leuchtendsten Brücke unserer Zeit.

* * *

Es hilft der Kunst nichts, sich in eine andere Zeit zu flüchten, und kein Künstler, der mit Recht den Namen trägt, wird je auf diesen Ausweg fallen. Er wird lieber in seinen eigenen Lumpen bestehen wollen als in gestohlenem Prunk. Wohl kann die Kunst zahllose Hilfen für ihre Mittel aus der Vergangenheit nehmen und muß es tun, um verstanden zu werden. Ihr Zweck kann immer nur Ausdruck der Gegenwart sein. Ihr Inhalt ist das Leben.

Das bedeutet nicht, der Künstler sei auf die Illustration seiner Zeit angewiesen. Die Malerei des Empire brauchte durchaus nicht die Schlachten Napoleons zu verherrlichen. Wohl aber läßt sie sich nicht jenseits des Heroismus der Epoche denken. Zur Darstellung dieses Grundzugs der Zeit hätten Bildnisse genügt. Wir wissen, sie haben genügt. Die Kunst vollbrachte sogar, freilich ganz unbewußt

und mehr negativ als schöpferisch, die Korrektur einer Massenströmung. Sie zeigt uns heute die Oberflächlichkeit des gangbaren Klassizismus an, der eine Mode war. Fast alles, was über die Bildnisse hinausging, war entbehrlich. Die typischen Formen des Empire erwiesen sich in der dem Ausdruck des Menschlichen dienenden Kunst als Hindernisse. Wollte man sich an die offiziellen Gemälde der Davidschule halten, so käme eine jämmerlich hohle Zeit zum Vorschein. Nur in ein paar Bildnissen von David, in ein paar Fragmenten von Gros steckt die robuste Tatkraft der Franzosen jener Tage, die entscheidend war. Bei Géricault und bei Ingres ist wiederum das von allem bewußten Formalismus befreite Zeitgenössische das beste, und Goya gewinnt da die Formen seiner Neuheit, wo er allen Kompromissen mit einer rückwärts gewandten Zeitströmung entsagt und das erwachende Empfinden einer neuen Welt gestaltet. Die Engländer und Deutschen bestätigen das gleiche in noch höherem Maße. Das neue Gefühl von der Natur widersetzte sich geradezu der überlieferten Form, weil diese viel weniger als in Frankreich völkisch gerechtfertigt, vielmehr als willkürliches Kastenzeichen erschien. Für die Historie, das Heiligenbild und dergleichen galt eine andere Vorschrift als für Landschaften und Bildnisse, Dinge, die schon als Gattung nicht für voll angesehen wurden. Und mancher Wiener und Hamburger gab in der einen Gattung akademische Banalitäten, in der anderen erstaunliche Offenbarungen und schien in einer Haut zwei Menschen zu bergen. Es genügte, über die Alpen zu gehen, um die Natur zu verlieren.

Schon damals scheint der Verzicht auf den größten Teil der gedachten Welt Gebot, um den Rest zu erhalten. Constable und die Fontainebleauer vollziehen ihn. Er deckt sich mit der Beschränkung auf eine Gattung der Malerei, die Landschaft. Das Fühlen der Welt scheint mit diesem Distrikt genug zu haben. Ist er endgültiger Umfang oder die Wiege neuer Taten? Die Skizzen Constables lassen kühne Hoffnungen zu. Die Fontainebleauer erfüllen kaum eine einzige.

Da erscheint Delacroix. Wenn je das Wort zutrifft, daß die großen Leute im rechten Moment der Weltgeschichte kommen, ist es hier. Und wir beanspruchen nicht ungebührlich den Titel Welt-

geschichte für eine Begebenheit der Kunst. Es handelt sich um Welt in des Wortes verwegenster Bedeutung, und das, was wir gewöhnlich darunter verstehen, der Kosmos, den ein kühner Abenteurer erschüttern konnte, wird klein, die Geschichte des Abenteuers zu einer Episode. Napoleon war eine Begebenheit, ein Glück oder ein Unglück, eine Überschwemmung, ein vielfacher Mord, die Entdeckung einer Goldmine, letzten Endes ein materielles Faktum, über das man jubelt oder wütet, solange es dauert. Napoleon war zu einzigartig, um groß nützen oder schaden zu können. Er hat nur da genützt, wo er schaden wollte, z. B. mit unseren Niederlagen, die in uns zahllose geistige Werte weckten, und da geschadet, wo er den Nutzen erblickte, z. B. mit den französischen Siegen, da sie den gesunden Realismus Frankreichs untergruben. Das Persönliche depraviert ihn. Es steckt bei allen seinen Großtaten und Untaten zu sehr in der Gebärde des Schauspielers, ist zu flach. Trotzdem er ein Weltreich machte, vermochte er nie die Karikatur auf einen gebornen Fürsten zu überwinden. Es fehlt die heimliche Größe, die auch ohne Schlachten besteht. Man braucht nur an einen Friedrich II. zu denken, in dem das Fürstliche ein pathetischer Realismus, d. h. klassisch, war.

Delacroix war so ein geborner, heimlicher König. Es fällt uns ebenso leicht, ihm die äußeren Attribute des Fürsten anzudichten, wie sie in Gedanken einem Napoleon zu nehmen. Man tut ihm wenig Ehre an und nützt sich selbst wenig, wenn man seine Kunst auf schöne Farben und hübsche Striche hin untersucht. Das war sein Hofstaat, sein Mobiliar, das Alltägliche. Sein Geist blieb unberührt von jedem Metier, das einen König so gut verkleinern kann wie einen Maler. Seine Tat ist sein Kosmos. Er war der letzte Wall gegen die Zerstückelung der Welt, die nach der Revolution kam und kommen mußte. Die Welt in der Kunst, die zu einer einzigen Provinz zu werden drohte, ein Acker für brave und geschickte Landleute, dehnte er noch einmal zu einem Weltreich von Empfindung. Alle Größenverhältnisse, die je von großen Erkündern der Wirklichkeit gefunden worden waren, blieben erhalten und erneuten sich. Ein gewaltiges Pathos, das allen Heroismus der vergangenen Epoche überflügelte, wurde Form. Hohe Gedanken wurden eins mit hohen Gebärden. Ein Realismus unerschütterlicher Art

trug sie. Auch aus der Zelle des neuen schlichten Weltgefühls, die Constable gefunden hatte, erwuchsen diesem Rubens von raffaelischer Gesittung die Kräfte. Der Geist, der das Vergangene erfaßte, war Gegenwart in jeder Regung. Es ist, als habe seine Gestaltungskraft der Verdichtungen aller erhabenenen Vergangenheit bedurft, nicht um sich zu stärken, sondern um sich zu zügeln, als Hindernis gegen seinen Realismus. Das Resultat ist die ideale Harmonie zwischen innerer und äußerer Welt. Kein Bild, das nicht erlebt wäre, kein Erlebnis, das nicht Bild wäre. Die Rolle Delacroix' in der Entdeckung und Interpretation der Licht- und Farbengesetze macht ihn zum Träger einer neuen Physiologie der Kunst. Er benutzt diese Erfahrung, um das Homerische seiner Gestaltung zu erhöhen. Wenn wir unter modern das Gegenteil von veraltet verstehen und die Unmöglichkeit, zu veralten, mit einbegreifen, ist Delacroix der modernste Meister. Und keiner ist je so wenig aktuell gewesen.

Diese unpersönliche Intensität, die Fülle eines gleich einer vollkommenen Rundplastik von allen Seiten sichtbaren, unzähligen Gesichtspunkten zugänglichen Erlebnisses, verschwindet mit Delacroix. Er, der alles aufbot, um seine Einzigartigkeit zu überwinden, wandelt allein auf einem Wege, den er wie eine Heerstraße angelegt hat.

Es steht dahin, ob die Nachfolger kleinere Leute waren, von geringerer geistiger Potenz, von bescheidenerer Kultur, vollends, ob sie weniger gut malten. Die Zeit steht anders vor ihnen. Der Riß durch die Welt ist tiefer geworden, der Geist des Jahrhunderts tritt deutlicher hervor. Die lange vorbereitete Industrialisierung aller Güter verändert die gewohnte Welt. Religion, Wissenschaft, Philosophie, Moral werden von einer neuen drängenden Sehnsucht erschüttert. Die Dinge zerlegen, um zu dem Wissen von ihnen zu gelangen, wird das Programm. Die Welt wird aufgeteilt. Das Bewußtsein von natürlichen Kräften, die nur gewußt wurden, die man zu nutzen lernt, bringt neue Gesichtspunkte hervor und gibt dem Leben ein neues Tempo. Es ist, als gingen alle Uhren doppelt so schnell als früher und als verdoppele sich die Funktion, die früher der Mensch im gleichen Abschnitt zu leisten hatte.

Diese Aufteilung der Welt war notwendig. Der Selbsterhaltungstrieb der Menschen diktierte sie. Es wurden ihrer zu viel, die mit

am Tische sitzen wollten. Jede Teilung der Welt entfernt die Kunst von dem Objekt, das sie umfassen möchte. Das war der Nachteil. Doch erzielte die Kunst ebensogut wie jedes andere Gebiet einen Vorteil aus der Teilung. Sie wurde freizügiger, beweglicher, intelligenter, zerlegte sich im gleichen Maße wie sich die Welt zerlegte und gewann viele Einsichten in Einzelheiten ihres Betriebs. Es drohte ihr dasselbe, was die ganze moderne Welt bedroht. Die Resultate des Wissens werden nur noch vom Nutzen, nicht von der Anschauung absorbiert. Wenn über der Einsicht, daß die Erde aus einem Gemenge unzähliger organischer und anorganischer Stoffe besteht, die Gewißheit verloren geht, daß sie den festen Boden für unsere Schritte gibt, oder wenn die Forschung der Astronomen den Begriff des Himmels in Frage stellt, sind wir vom Fortschritt geschädigt, denn dieser Begriffe bedürfen wir, um uns mit Sicherheit zu bewegen. Die Kunst entdeckte zahllose Zusammenhänge zwischen ihren Elementen und zog manchen Nutzen daraus. So erreichte sie eine Erkenntnis der Möglichkeiten aus dem Element Natur wie nie zuvor. Aber das Band mit der Welt spannte sich bis zum Zerreißen. Klang in der Entrüstung über die Bilder Courbets nicht auch eine berechtigte Angst über die drohende Einengung der Begriffe mit, für die freilich Courbet nicht verantwortlicher war als die anderen? Läßt sich die sinnlose Wut über seine Nachfolger, die gar bald in Gleichgültigkeit überging, wirklich mit dem stumpfen Spießertum allein erklären? Der Ästhetiker hat seine Argumente bald zusammen. Was kümmert ihn das Toben der Menge neben der Logik einer Folge? Der Liebhaber lächelt über die universelle Umnebelung der Sinne, wenn nur die seinen richtig reagieren! Ist der Ästhetiker nicht etwa selbst Opfer des Spezialismus? Der Liebhaber ist es von Rechts wegen. Man könnte sich mit der Phantasie Daumiers ein dünnbeiniges Scheusal vorstellen, mit Stilaugen und insektenartigen Fühlern, ein Fabelwesen, in dem alle Funktionen zu einem schleimigen Tasten geworden sind, und das der beste Kenner von Kunstwerken wäre.

Wir können die Ägypter und die Griechen, ohne uns zu bücken, genießen, auch Raffael und viele Meister jener Zeit, das meiste Freskenhafte, auch noch Poussin. Wir bücken uns nicht nur nicht,

es ist als höben uns solche Werke auf die Fußspitzen. Wir glauben, fliegen zu können. Die Erde wird uns leicht.

Diese Erhabenheit beglückt uns, solange sie auf keiner Täuschung beruht und keinen Kompromiß mit der Wahrheit versucht. Sie wird um so seltener, je weiter uns die heidnische Entbundenheit verschwindet. Rembrandt war nicht der erste, der sie uns versagte. Er gab uns als Ersatz die Möglichkeiten einer Verinnerlichung, auch eine Erhabenheit. Der Schmerz der Erkenntnis fügt ihr so viel hinzu, wie jener anderen Erhabenheit das Entbundene. Der Leib bückt sich, der Gedanke regt sich um so lebendiger. Während unser Fuß zitternd angewurzelt bleibt, wandert das Auge durch Ewigkeiten. Die Teilung, die mit uns vorgenommen wird, scheint unser Edelstes frei zu machen. Doch bleibt es Teilung, Verlust, Schmerz. In die Verehrung des göttlichen Gesichtes mischt sich der Seufzer der leidenden Kreatur. Er blieb nicht ungehört. Die Vereinigung der beiden Erhabenheiten heidnischen und christlichen Ursprungs, jener beiden Gesichter der Menschheit, hat manchen großen Gestalter gelockt. Sie erschien einem Greco wie das höchste Ziel seiner Mission und erfüllte später noch einmal mit gleicher Inbrunst das Sehnen eines großen Künstlers: Delacroix. Jede Woge unseres Denkens über Kunst wirft uns immer wieder an dieses Ufer zurück.

* * *

Courbet zeigt den Riß durch die Welt wie eine klaffende Wunde. Seine Demokratisierung der Kunst ist ein unzureichendes Pflaster. Der Demokrat in Courbet macht billige Späße. Welcher Einfältige könnte die Kompliziertheit dieses Gebildes durchschauen? Altes und Neues liegt unvermittelt nebeneinander. Das Schöpferische sprengt die Komposition, die es binden möchte, und der Künstler steht ihm wie einen Unbekannten gegenüber. Wir erst konstruieren uns die Weltanschauung, die er haben mußte. Er gehört zu der Materie, die er gestaltet. Sobald er der Natur, die seinen Händen entquillt, einer namenlosen, unerhört wirksamen Natur, die Richtung zuweisen will, die ihm die Deutung ermöglicht, gerät der Gewaltige in Gefahr, zu einem Simson zu werden, dem man das Haar gekürzt hat. Nur unbewußt ist er groß. Corot suchte noch sein Motiv. Courbet

stellt sich irgendwohin und malt und kann eigentlich nur so malen. Es ist kein treffenderes Symptom des Unterschieds zwischen Alt und Neu denkbar.

Das Eingeständnis dieser Unbewußtheit führt zu der Anschauung, die man Impressionismus nennen kann.

Unerschrockene Forscher haben sich die Aufgabe gestellt, den geschichtlichen Ursprung »impressionistischer« Formen zu untersuchen und haben entdeckt, daß solche Formen in allen Jahrhunderten nach Christus und vor Christus zu finden seien, sogar in den Darstellungen einer prähistorischen Ära. Man würde zu ebenso erstaunlichen Zeitläuften gelangen, wenn man untersuchen wollte, wie weit das menschliche Denkvermögen zurückreicht oder unsere Gepflogenheit, uns sprechend zu äußern, und dergleichen. Der Eindruck, die Impression, kann gar nicht alt genug geschätzt werden. Adam hatte ihn, als er die Eva erblickte.

Will man nicht bei Adam und Eva, sondern bei Claude Monet anfangen, der mit einer Landschaft, die den Titel »Impression« trug, den ursprünglich als Spott gemeinten Namen entstehen ließ, so wird mit Impressionismus die Tendenz zu bezeichnen sein, dem Eindruck eine Stelle anzuweisen, die er vorher nicht besaß. Der Einfluß des natürlichen Objekts rückt vor das Subjekt. Die Syntax, die bisher gegolten hatte, wird umgedreht. Das Natürliche, das bis dahin als Mittel zum Zweck benutzt wurde, wird Selbstzweck. Der Künstler möchte den Dichter in sich auslöschen und nicht gestalten, sondern vergleichsweise gestaltet werden. Schon Turner zeigte, was bei dieser Umkehrung herauskommt.

Impressionismus ist Auflösung. Für die Alten war der Baum das gegebene Ding, mit dem wir leben, der Stamm mit Blättern und Ästen, der auf der Erde stand. Darüber war der Himmel. Dieses Dings bedurften sie, um ihre Kunst zu üben. Es ging alles mögliche um den Baum vor. Er beschattete allerlei Menschen und Geschichten, rückte nach rechts, nach links, in den Hintergrund, bog sich im Sturm, hatte viele Gesichter, aber blieb immer Baum. Man kann ihn nicht Kulisse nennen, denn er spielte immer mit, hatte Anteil an dem spezifischen Rhythmus des Bildes, der ihn so gut wie alles andere umschlang, umschlang, nicht teilte.

Der Impressionismus war skeptischer. Er zweifelte an dem Dinge. Ihm war der Baum nicht der Stamm mit Blättern auf der Erde unter dem Himmel, sondern zuerst eine Farbe und ein Licht. Der Baum mochte auf der Erde stehen und zum Himmel aufragen, diese Einsicht lockerte sich vor der neuen Entdeckung der Licht- und Farbenbeziehungen des Baumes zur Erde und zum Himmel. Es gab für das geschärfte Auge nichts Festes zwischen Himmel und Erde. Fest war nur das Ding, wenn man es anfaßte. Wie primitiv erschien solche Vorstellung, wie grob materiell! War die Anschauung, die von den Dingen absah und sich auf Licht- und Farbwerte beschränkte, nicht geistiger als die alte?

Ein kluger Teufel versucht die Menschen mit ihrer Klugheit. Der Rationalismus hing sich ein Mäntelchen um. Man vergeistigte das Ding, indem man es in Licht und Farbe löste. Es war die Frage, ob aus der Teilung der alten Welt eine neue Welt hervorging oder nur ein neues Verfahren. Die Malerei der neuen Generation schien logische Konsequenz aller vorangegangenen Anstrengungen. War nicht Farbe und Licht das unbewußte Ziel aller künstlerischen Entwicklung? Wenn man aus den Bildern der Giotto, van Eyck, Holbein, Giorgione, Tizian, Greco, Rubens, Rembrandt, Poussin, aus den allerbesten Bildern dieser Besten immer ein gleich großes Stück ausschnitt und die Stücke verglich, sah man das Wachsen einer Materie aus Licht und Farbe, einen ganz sinnfälligen Fortschritt der Gestaltung, der für das Ding, den Begriff, einen immer loseren, dafür lebendigeren Ausdruck fand. Schon Greco malte nicht die Klinge des Degens, sondern ihr Leuchten, Rembrandts Gesicht war ein Gefäß für Licht und Schatten, das Fleisch des Rubens ein Fluten von Farbe. Lag nicht in der Deutung dieses Flutens als Fleisch, dieses Spiels von Licht und Schatten als Gesicht, dieses Leuchtens als Klinge das ganze Geheimnis künstlerischer Wirkung?

* * *

Auch der liberale kunstsinnige Zeitgenosse durfte Courbet fragen: Wo kommst du her? Wer bist du, daß du dir erlauben darfst, anders als alle zu sein?

Der Gefragte wies auf sein Herz, in das niemand hineinsehen

konnte, und auf seine geschickten Hände. Und wenn man ihm entgegnete, daß dies keine Antwort sei, daß man nichts von seinem Innern und seinem Äußern, sondern die Herkunft des Ganzen zu erfahren wünsche, wies er auf die Natur. Das glaubte man zu verstehen und fand die Antwort zutreffend oder nicht. Dem einen kam die Natur wie Courbet vor, dem anderen schien sie anders. Die Antwort war ungefähr so, als wenn einer, der ins Meer gefallen ist, sagen wollte, er gedenke sich am Wasser festzuhalten.

Courbets Nachfolger fühlten sich im Wasser. Die Einsicht in die schwankenden Voraussetzungen ihrer Existenz stählte sie. Sie malten nicht, um zu malen, sondern um sich die Welt zu suchen, um sich über ihre Zugehörigkeit zu der Welt klar zu werden. Dieser Klärungsprozeß, das Autodidaktentum der Sucher, gibt ihnen die spezifische Form. Sie wollen in die Natur hinein, um darüber hinauszukommen. Es steht dahin, wie weit sie sich über das jenseitige Ufer klar sind. Sie glauben, irgendein Ufer müsse kommen. Es gilt, sich so leicht und geschmeidig wie möglich zu machen, um es zu erreichen. Diese Gymnastik ist ihr Impressionismus, ein Mittel, nichtsweniger als ein Ziel. Jeden von ihnen hat kurz oder lang der Irrtum bedroht, das Mittel zum Ziel zu machen. Weder Manet noch Renoir noch Cézanne sind in dieser Untiefe stecken geblieben. Sie sind nicht durch den Impressionismus, sondern eher trotz des Impressionismus große Meister geworden, und wenn wir ihnen, womöglich auch noch Degas, den zweideutigen Namen geben, den Monet allein mit Recht trägt, tun wir es, um ihre mehr als lose Zusammengehörigkeit irgendwie zu bezeichnen und um dem einmal eingebürgerten Brauch zu folgen. In Wirklichkeit sind die drei kaum mehr Impressionisten als die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts und die Venezianer des achtzehnten. Der Impressionismus ist für sie nichts anderes als die Physiologie der Farbe und des Lichtes für Delacroix, ein Teilungsmodus. Die Malerei, die sich dieser Teilung widerstandslos aussetzt, ist ein vom Geist verlassener Körper, den eine Säure zerfrißt. Der Wille, der sich einer solchen Schwächung aussetzt, um toten Fleisches ledig zu werden und trotzdem und erst recht Gestalt, Gedanke, Inhalt zu behalten, kann bewunderungswürdiger Geist sein.

Nicht auf Teilung kam es Manet und seinen Genossen, die neben

ihm stehen, an. Sie war Mittel, um mit den Biologen zu sprechen, Mittel, um die Merkwelt zu konstituieren. Sie teilten, um neu zusammenfassen zu können, um Zeichen für ihre Art zu finden. Sie waren Dichter wie Delacroix, wie Rubens und Tizian, so gut man in unserer Zeit, mit unsererer Zeit Dichter zu sein vermag. Wir sollen diese Konditionalform nie vergessen, um uns nicht zu verlieren, aber sollen den Einwand mit Superlativen spicken, denn wir haben nichts Besseres. Was ihnen fehlt, der ungeheure Abstand gegen Delacroix, das fehlt uns allen. Größer als dieser Abstand ist ihr Verdienst. Keine Generation vor ihnen hat so viel erreicht. Keine hat so viel geopfert und so reich geerntet. Sie mußten opfern. Das Patrimonium — was durften sie ihr Patrimonium nennen? — war nicht zu halten. Das Haus brannte. Ein großer Saal, vielleicht der schönste, der den Festen der Menge diente, der Sitz erhabener Erinnerungen und eben noch der Schauplatz eines königlichen Geistes mußte fallen, um den Rest zu sichern. Es blieb ein kleineres Haus, das man nicht ungebückt betritt, von durchaus bürgerlichen Formen. Der Geist, der in den Mauern wohnt, läßt uns die schlichte Proportion vergessen.

* * *

Für die Herkunft Manets und seiner Freunde galt Batignolles, eine zweifelhafte Vorstadt von Paris. Es hieß so viel, wie Dalldorf oder Charenton, wo Delacroix geboren wurde, was ihm die Witzmacher nicht vergessen haben.

Fragte man Manet, wo er herkam, so antwortete er: Aus der Gegenwart. Wir sind, wie wir sein können. Wollt ihr euch erkennen, so seht uns an. Die Menge antwortete: Wir wollen Besseres. Ihr sollt uns bessern. Wenn wir häßlich sind, sollt ihr uns schön machen. Darauf Manet: Wir sind keine Friseure und handeln nicht mit Masken. Überdies seid ihr nicht so häßlich als ihr euch einbildet. Ihr seid hier und da anders als eure Vorfahren und müßt es sein, denn ihr lebt in einer anderen Zeit. Irgendwo aber habt auch ihr eure Schönheit. Hättet ihr sie nicht, würdet ihr vor Grauen über einander herfallen. Ohne sie können Menschen nicht leben. Ihr habt sie, und wir behaupten, sie ist nicht weniger wert, als die der geschnie-

gelten Leute in dem sogenannten großen Jahrhundert oder die der pomphaften Würdigen, die Poussin zu malen vergaß. Sie ist pompfrei und ohne Allongeperücken, hat ein anderes Tempo als alle vorangegangenen Schönheiten. Man muß Augen dafür haben. Sie ist diskreter und frecher, hat ihre Widersprüche, zumal für den, der sie nicht näher kennt. Wir behaupten, sie ist schöner als alles, was je da war, aus dem höchst einfachen Grunde, weil sie heute da ist, weil wir in ihr leben und fühlen und es niemanden einfallen soll, zu behaupten, wir lebten und fühlten weniger als irgendein Gesalbter von früher auf seiner Chaise percée. Setzt so einen gepuderten Zopf von früher doch einmal auf eine Lokomotive und seht, wo er bleibt. Es steht dahin, ob die Lokomotive schön ist, wir haben andere Dinge. Aber die Perücke auf der Lokomotive wäre ganz sicher ein Greuel. Es handelt sich darum, mit unserem relativen Rauch und Staub, mit unserem Straßenlärm und unseren Börsianern eine Schönheit zu bewahren. Wenn sie trotz dieser Widerstände existiert, ist sie mehr wert als die frühere Schönheit, die es leichter hatte. Und dann lieben wir auch die Widerstände, die sie uns zu Bewußtsein kommen ließen. Ihr solltet uns dankbar sein, denn wir lehren euch eure Zeit besser kennen. Wir erklären es für einen Skandal, sich in seiner Zeit gleichsam wie in einem nicht sehr fashionablen Nachtlokal zu bewegen, wo man von seinen Freunden nicht gesehen werden will. So tut ihr mit eurer Affenliebe für vergangenen Plunder. Hut ab vor allem Großen, was je war! Aber lernt auch eure eigene Größe kennen. Dafür bieten wir euch die Hand. Übrigens braucht ihr sie nicht zu nehmen. Wir malen auch ohne euch.

So geschah es. Man war durchaus nicht lernbegierig und nichts weniger als dankbar, sondern ging mit Stöcken und Regenschirmen auf die Bilder los.

Der Entrüstung, die bei weitem die Wut über Courbet übertraf, fehlten wesentliche Argumente, die gegen Courbet sprachen oder sprechen durften. Manet war nichts weniger als Demokrat und hatte nicht das geringste eines Volkstribunen. Er war von jeder Selbstüberhebung frei, witzig, geistvoll und urban, neben dem plumpen Gesellen von Ornans ein vollendeter Kavalier, geschmackvoll, mit einer unverhohlen bürgerlichen Nuance, der tobenden Öffentlichkeit,

die Courbet Vergnügen bereitete, durchaus abhold; der Typ des gebildeten Parisers.

Das sah sein Publikum seinen Bildern nicht an. Es sah ihnen noch weniger an als den Gemälden Courbets, und das hat man ihm wohl am schwersten verübelt. Der Zeitgedanke, der Manet trieb, war für die Zeitgenossen unfaßbar. Das Publikum sah ihm zu wie ein Wilder, der noch nie einen europäischen Arzt gesehen hat und nun mit Gewalt einer heilsamen Operation unterworfen wird. Übrigens muß es für den besser Eingeweihten ein eigenes Vergnügen gewesen sein, Manet bei der Arbeit zu sehen. Wenn der malende Courbet einem lärmenden Fleischer glich, erinnerte Manet in der Tat an einen jener modernen scharfsichtigen und gelassenen Operateure, die, ohne die Miene zu verziehen, Wunder verrichten. Auch er besaß die Finesse dans le doigt, und es war eine unvergleichlich höhere Finesse als die des Meisters von Ornans, dessen Hände an plumpen Gelenken saßen. Das Hirn war bei Manet intensiver beteiligt und ließ differenziertere Bewegungen entstehen. Courbet nahm zur Arbeit, was ihm in die Hand fiel, und erfand sich aus allem das dem bestimmten Zwecke angepaßte Werkzeug. Die Wirkung verschweigt nicht immer das Kunststück und läßt oft, selbst wenn sie noch so gut gelingt, im Betrachten eine Nuance von unbefriedigter grobsinnlicher Neugier zurück, die ihn sagen lassen könnte: Bitte, noch einmal! In den nicht seltenen Fällen, wo man versucht ist, Manet einen Virtuosen zu nennen, ist das Virtuosentum die fast unvermeidliche Folge einer sublimen Gymnastik. Er hat mit Delacroix mindestens dies gemein, die selbstverständliche Kultur des Mittels. Er liebte den Pinsel wie der Fechter seine Waffe. Man könnte Manets Pinsel mit einem toledanischen Florett vergleichen. Er hat nie einen nicht kunstgerechten Stoß geführt.

Der Historiker kann weder bei Manet, noch bei Renoir und Cézanne, auch nicht bei Manet auf die Untersuchung der Beziehungen zu Courbet und Delacroix verzichten. Sie haben alle dies und jenes von den beiden. Und bei allen wiederholt sich nahezu ein und dieselbe Erkenntnis von der Unerreichbarkeit Delacroix' und der bedingten Bedeutung Courbets. Wir brauchen nicht zu fürchten, Delacroix zuviel zu geben aber können Courbet zu wenig tun. Es scheint

fast, wenn man Courbet lediglich auf diese Beziehungen hin prüft, als beschränke sich seine Rolle darauf, der Vorgänger und Anreger von Nachfolgern gewesen zu sein, die das, was ihm vorschwebte, besser erkannten und erreichten. Alle sind ihm an Kultur weit überlegen. Sie sehen ein, daß sie mit der alten Komposition und der alten Koloristik, wie sie ihnen von banalen Lehrern beigebracht werden, nicht weiter kommen können, geben sie auf und suchen sich neue, die imstande sind, die alten zu ersetzen. Courbet leugnet die Bedeutung jeder Komposition und jeder Koloristik. Er läßt sie nur so weit gelten, als sie seinem Ungestüm keine Hemmungen auflegen. So steht er allen Begriffen gegenüber. Gegenwart ist ihm das, was er malen kann, was im allernächsten Bereich seiner Hand liegt. Auch die Nachfolger nehmen das allernächste, behalten als Modell die unberührte Natur. Nicht nur weil sie nicht anders könnten, sondern weil sie auf diesem Wege allein zu einem reinen Ausdruck ihres Schöpfertums zu gelangen hoffen. Aber wie sie das Modell benutzen und was sie von der unberührten Natur darstellen, das ist das Resultat einer höchst planvollen Wahl. Tradition ist für Courbet das, was er brauchen kann. Er nähme es am liebsten, wie es ist, wie er es findet, und nur zufällige Notwendigkeiten, denen er sich nicht entziehen kann, formen es ganz ohne seine Absicht um. Manet achtet, fördert, erweitert die Überlieferung, auf die er sich stützt mit der Klugheit eines Landwirts, der aus dem erworbenen Gute neue Erträge gewinnen will. Renoir tut dasselbe mit dem Enthusiasmus des auf dem Erbe Geborenen und mit nicht geringerer Weisheit. Wenn Cézanne über die überlieferte Konvention hinausgeht, geschieht es mit dem Recht einer großartigen Konsequenz. Er wägt jeden Schritt mit äußerster Vorsicht. Nie läßt er sich von Willkür bestimmen. Gemeinsam ist allen Nachfolgern ein unverhältnismäßig geistigerer Aufwand, dem eine Courbethafte Derbheit nicht wie eine beschränkende menschliche Eigenschaft, sondern wie ein den Reiz vergrößerndes, künstlerisches Agens beigemischt ist, oder zugrunde liegt. Trotz dieser raffinierten Steigerung aller künstlerischen Werte, trotz einer Selbstüberwindung, der keine Abstraktion zu fern ist, kommen wir ihnen menschlich näher als dem viel greifbareren Courbet. Es ist, als dienten alle Verfeinerungen nur dazu, eine reinere Form

von Empfindung hervorzubringen. Das Menschliche bewegt uns stärker, obwohl es sich nicht greifen läßt. Auch das Menschliche in der Entwicklung. Courbet steht wehrlos vor seinem Dämon und läßt sich treiben. Er weiß nicht, wohin. In seinen Nachfolgern ist das Unbewußte ein köstlicher Schein, der ihre Abstraktionen leichter zugänglich macht. Dahinter wacht ein sicheres Bewußtsein. Nicht nur der Werdegang der Renoir und Cézanne, auch der eines Manet verrät ganz unverkennbar den starken Willen der Persönlichkeit.

So scheint jeder gedachte, zusammenfassende Vergleich gegen Courbet für die Nachfolger zu sprechen. Er verschwindet in ihnen, etwa wie Géricault in Delacroix. Wir glauben seiner nicht zu bedürfen. Unser Empfinden findet an den anderen genug und legt ihn zu den historischen Werten.

Dann erst regt er sich. Nichts ist seltsamer als nach einer längeren Zeit das Begräbnis von Ornans und das Atelier wiederzusehen. Man ist im Innersten erschüttert. Die ungeheure Kraft wirft alle Widerstände des Denkens um. Man steht vor einem ganz neuen Menschen, bittet ihn für alle Verkleinerung um Verzeihung und — fängt von vorne an.

Derselbe Magnet, der uns über viele Widerstände hinweg in Courbets Nähe brachte, zieht uns zu seinen Nachfolgern. Keiner von ihnen hat ein Begräbnis von Ornans, ein Atelier, ein Tierstück wie das Reh im Mesdag-Museum, ein Stilleben wie den Uhu in der Nationalgalerie geschaffen. Solche Kraftsymbole finden sich nicht wieder. Wir konstatieren es mit einem Seufzer und gehen weiter. Bedürfen wir der Kraftsymbole? Das Verfahren, das Courbet in der Schätzung der Überlieferung befolgte, wenden wir auf ihn selber an. Seine Kraft wird als ein ihm Gegebenes, ein Rohstoff der Natur, betrachtet, der nicht mehr gegeben ist. Wir können, sagt Manet, eine Kunst, die auf dieser Kraft beruht, nicht brauchen. Sie ist uns — so lautet die Motivierung — »zu schwarz«. Das wollte sagen, zu eindeutig, zu naturhaft, zu unvergohren, zu roh. Der Verzicht war berechtigter als Courbets Utilitarismus, da er von aller Willkür freiblieb. Der Ersatz erfüllt gültigere Ansprüche. Courbets Nachfolger suchten vor allem mit dem Riß durch die Welt fertig zu werden, um die Unordnung, die der Zyklop des Naturalismus angerichtet

hatte, zu überwinden. Dies sollte ohne Kompromisse geschehen. Man versuchte nicht, das von Courbet Gestürzte wieder aufzurichten, sondern ging über Courbet hinaus. Der Riß wird nicht geschlossen, sondern erweitert. Man bohrt tiefer und legt jene in Courbet zutage getretene fruchtbare Materie frei. Das heißt, man vervollständigt den mächtigen aber fragmentarischen Naturbegriff Courbets. Bei dieser Organisation tritt der Komplex von Erfahrungen in Tätigkeit, den Delacroix gesammelt hat. Die Nachfolger Courbets werden die Schüler des Meisters der Femmes d'Alger.

Es ist ein merkwürdiger Zug der Entwicklungsgeschichte. Courbet, selbst nicht frei von allen Beziehungen zu Delacroix, wird allmählich zu dem entgegengesetzten Pol. Er bringt die Natur sans phrase, Delacroix gilt als der Dichter sans phrase. Die physiologischen Ergebnisse der Marokkoreise vermögen nichts gegen das Prestige des Romantikers. Nur diesen sieht die Generation der sechziger Jahre vor sich, den Maler der Dantebarke, der Ophelia, der Medea, des Götz von Berlichingen, den Maler der Dramen und Romane. Einmütig bekennen sie sich zu der konkreten Natur, der wirklichen Wirklichkeit Courbets, denn es ist nicht die Zeit für Könige. Courbet wird der Führer, Delacroix' Universalismus gilt nach dem Worte des jungen Manet, der noch den alten Meister besucht, für »eisige Doktrin«. Aber man vermag nur die ersten Schritte unter dem ziellosen Führer zu gehen. Der heimliche König tritt in seine Rechte. Courbet zeigt den Nachfolgern nur die Stelle, wo gebohrt werden muß. ‹Die hätten sie nie von Delacroix erfahren. Dem Weisen sind Gegenwart und Vergangenes eins.› Die eigentliche Arbeit der Generation, den Drang nach Erlösung, den Ausbau der fragmentarischen Phrase von der neuen Natur leitet Delacroix. Er befreit sie von dem unzureichenden Schwarz. Mit der Palette des sogenannten Romantikers nimmt man, so weit es angeht, seine ganze Physiologie der Farbe und des Lichts. Warum sollte es nicht angehen, sobald eine neue Seele das Instrument der alten meistert, sobald eine neue gültige Gleichung entsteht? Nur dem vom Instrument Geblendeten wird es furchtbar. Das schreckt keinen Manet, keinen Cézanne, keinen Renoir. Sie haben Widerstände genug. Jeder von ihnen besitzt zähe Materie in Fülle, die, zum Fließen gebracht, un-

endliches Gelände zu befruchten vermag. Es beginnt ein universelles Leuchten. Je grauer draußen der Alltag wird, um so heller lacht die Lust der neuerstandenen Jünger Delacroix'. Die Strahlen, die einst den prunkenden Harem von Algier, kämpfende Löwen und gepanzerte Kreuzritter vergoldeten, werden auf schlichte Mädchen und Frauen, auf das Pariser Straßengewühl, auf Zylinderhüte und graue Hosen geleitet, und sie beleben die Seine und ihre Ufer. Das geschwärzte Arkadien wird in Sonne getaucht. Es ist, als erhielten alle Dinge neue Gesichter und neuen Inhalt. Ein Hauch von Delacroix dringt mit seiner Physiologie in die neue Kunst und kräuselt die drohende Sachlichkeit der rastlosen Eroberer, erhebt das Sehen geschärfter Augen zur intuitiven Gabe des Sehers: Renoir und Cézanne. Noch einmal auf einer schwankenden Basis ein ideales Gleichgewicht der inneren und äußeren Welt.

Die Zeit geht weiter. Aus der Sehnsucht nach Licht wird der schlecht beherrschte Taumel der Lichtberückten. Man möchte mit vibrierenden Lichtern alles umfangen, möchte alles Sein und Empfinden auf die Physiologie der Farbe zurückführen. Geht es an? Ist die Flüchtigkeit tanzender Lichter Medium genug für Geist und Gebärde? Claude Monet, dem längst der Geist Corots entwich und der, obwohl Genosse Manets, wie eine Generation nach Manet erscheint, versucht es. Andere folgen ihm. Sie nennen sich immer noch Enkel Delacroix', bewahren immer noch einen letzten Reflex seines Glanzes wie ein heiliges Gift.

Aus der Synthese des Meisters, der uns die Welt von neuem schenkte, wird die Analyse gewonnen, die sie von neuem zerstört.

Julius Meier-Graefe.

ZUR CHRONIK DER ZEIT

I.

DIE Regierungen, denen die Parlamente auf dem Nacken sitzen oder die sich, besser gesagt, die Parlamente auf dem Nacken sitzen lassen, rücken neuerdings der Weltfremdheit ihrer Beamten, insonderheit der Richter, ganz energisch auf den Leib. Sie unterstützen Bestrebungen von Gesellschaften und Vereinen, die sich der Fortbildung der Beamten irgendwie angenommen haben. Ja, indem sie selber vorgehen, veranstalten sie Vorträge, Kurse, Besichtigungen. Und die Beamten fühlen sich plötzlich in ein etwas künstliches Leben mitten hineingestellt. Da gibt es Einführungen in die Politik der Anlehen und Finanzen, des Sozialen, in Kartelle und Trusts, in Gewerkschaften, Preisentwicklung, Konjunktur und viele ähnliche solcher Sachen. Da gibt es Besichtigungen von Irrenkliniken und Gefängnissen, von Fabriken, Berg- und Kraftwerken, von Hafenanlagen, von Theatern, Domen und Museen. Und auf all diese zahlreichen Dinge wird viel Fleiß und Mühe, viel Verstand und Kenntnis angewendet. Das Ganze zeugt von großer Regsamkeit der Köpfe, Hände und Füße und ist ganz gewiß sehr dankenswert.

Freilich aber — werden die Regierungen und mit ihnen die Parlamente, die ihnen so heftig auf dem Nacken sitzen, über die Wirkung all dieser vielen Dinge sich auch keinen Täuschungen hingeben? Wenn vor all diesen beamteten Menschen auf der Bühne eines modernen Theaters ein Ding wie der Rundhorizont aufgerollt und dazu Donner und Blitz in schaurige Tätigkeit gesetzt wird, so sprechen sie als wohlgeordnete Subjekte: ach Gott, diese Dinge sind wirklich hübscher, so oft man vom Parkettplatz aus gemütlicher sie betrachtet. Und wenn sie die Kraft des gestauten Stromes oder die Turbinen bestaunen, die riesenhaft wie vorzeitliche Krustentiere von

rotgrauer Farbe im Boden ruhen, oder von hohem Gang in langer Halle auf schwingende Dynamos starren, um dann die Augen den Drähten nachzusenden, die den Berg hinansteigen, so wissen sie schon, daß da irgendwelche Zusammenhänge sind und daß nun der Wasserstrom nach Burtes herrlichem Wort »in Kupferufern fließt bergan«. Durch ihre Reihen schleichen sich aber auch Fragen nach dem Woher? Womit? Wohin? Warum? Und darauf gibt es in der Eile des Belehrens keine Antwort. Wir weltfremden Menschen sehen all das, was wir trotz unserer Fremdheit immerhin schon einmal gesehen hatten, zum zweiten Male und gewissermaßen in gedrängter Übersicht. Wunder! Wunder! Wie aber sollen Wunder uns weltläufiger machen? Wie sollen aus Wirkungen wir uns den Sinn ergründen?

Und nicht viel anders geschieht es in den Vorträgen. Gewiß geben sie im einzelnen hin und wieder das, was mancher sich ersehnt: die Dialektik, den Zusammenhang von Ursache und Wirkung oder doch das Bewegende neben dem Bewegten. Im Ganzen aber versagt es sich den Rednern, weil sie nicht nach dem Herzen reden dürfen ‹ansonst sie koramiert werden›, sondern zustutzen und frisieren müssen in usum delphini. Also sind sie unfrei, nämlich unsachlich. Und selbst wo sie es können, ist die Wirkung immer nur die, daß — eine Wirkung bleibt. Im Gedächtnis dieser durch Materien gepeitschten Zuhörer haften Wirkungen, Bröckchen, Reizchen, die sie wieder reizen, dilettantisch zu werden, den Professor nachzumachen, sich einbildend, als wisse man nun auch etwas, und danach vielleicht gar zu handeln, als Richter zu richten, wo sie früher doch bescheidentlich den Sachverständigen sich kommen ließen.

Die Regierungen wissen hoffentlich auch dies und geben nur, wie gesagt, den Wünschen dieses Volkes nach, das es gerne sieht, daß die verantwortlichen Leute von den vielen Dingen auch etwas wissen, von denen sie immer reden und die immer wieder da sind und immer wieder gehen, um doch nur wiederzukommen, — die vielen Dinge auch einmal berühren und befühlen, derart sich vertraut mit ihnen machen und so den Titel der Männer des Vertrauens doch auch verdienen, den sie nun einmal haben müssen, wollen sie rechte Beamte, rechte Richter sein.

Nun, ich meine, man brauche sich darüber keine Sorge zu machen, daß die Wirkungen, die das Volk von derartigen Bemühungen sich verspricht, nicht eintreten. Denn diese ganze Frage der Weltfremdheit ist nicht gar so wichtig, wie man tut. Vielleicht auch ist sie falsch gestellt. Und ich für meine Person möchte beinahe gestehen, daß ich ganz gern noch weltfremd bleiben möchte im Sinne des Volkes. Ich möchte gar nicht alles kennen, ich möchte kein Schneider, Schuhmacher, Bäcker, Wirt und Bader sein, kein Kaufmann und Fabrikant, kein Professor und Politiker und was weiß ich alles noch dazu, so daß ich schließlich alles und gar nichts wäre. Ich möchte ein oder zwei Dinge gut wissen. Die anderen aber? Ich weiß, daß sie sind, daß sie leben — denn nichts ist tot —, und das genügt mir. Aber eines noch möchte ich wissen und haben. Und das ist die Idee und ihre Macht. Ich möchte nie vergessen, daß erst der Geist war und dann der Leib, daß der Geist alles ist und der Leib beinahe ein Nichts, daß alle Dinge, ja auch all euer liebes, liebes Geld, ihr Zeitgenossen, rein nichts sind, nur ein Dreck sind, wenn der Geist nicht ist und befiehlt und regiert. Und darum sind mir die vielen Dinge nichts und der Geist alles. Und darum läßt mich die Weltfremdheit der Richter, wenn sie sich um die unzähligen Dinge und ihre Kenntnis dreht, kalt, durchglüht mich aber, wenn sie Fremdheit vor der Idee sein sollte. Sind unsere Richter unfähig, den Sinn und die Macht einer Idee zu fassen, unfähig, anzuerkennen, daß der Geist wie gestern so heute wirkt, dann sind sie weltfremd in einem ganz ungeheuren Maße. Dann allerdings schicke man sie in die Schulen und Kurse. Aber nicht zu den Ingenieuren und Fabrikanten und Bergwerksdirektoren, wo sie doch nur die Dinge und ihre bunten, schmutzigen oder glänzenden Leiber sehen, sondern — es sei das altmodische Wort erlaubt — zu den Dichtern und Weisen.

Zwar die »Welt« hat ein Interesse daran, daß der Richter sie »kenne«, d. h. ihre ganze Tropfigkeit und Geldgier kenne, damit er sie danach »beurteile«. Denn wie im Parkett vor der Trägödie fürchtet jeder, daß es auch ihn einmal treffen könne. Und vom »Kenner« als einem »Verstehenden« erhofft er sich »mildernde Umstände«. Was aber geht dem Richter diese Furcht an? Was geht

ihn der Leib der Dinge und die Geldgier heutiger Menschen an? Sehr viel allerdings, denn richtet er nicht nach dem Geist, so richtet er sich selbst.

II.

Nein, nein, im Gegenteil: die Welt, das gutbürgerliche jeder Klasse — denn auch bei den Sozialisten ist es recht beliebt —, die Welt ist dasjenige, was weltfremd ist. Was ist ein Idealist? Nun zumeist etwas Komisches. Etwas, das fortwährend stolpert über Dinge der Welt, die auf dem Wege liegen, weil es nicht bei diesen ist und nicht auf sie achtet. So ist Idealist ein jeder von uns, mein Kollege mit dem Blick für das, was am andern Geschlecht das Geschlecht ist, der Mörder mit dem Blick für sein Objekt, der Briefmarkensammler, der Kinobesucher, die Chauffeure der Erde und der Luft, die Dilettanten jeder Art, — alle mit dem Blick des Idealisten für ihr Spezifikum, das sie alles andere übersehen und darüber stolpern macht. Wenn also Idealisten weltfremd sind, so ist alle Welt weltfremd. Mit gutem Recht. Wer könnte auch weitläufig sein in dieser wirbelnden, schwindelnden, karrierten Welt! Der Idealismus ist die Abwehr gegen die Welt. Man heftet den Blick auf das Eine, um durch das Viele sich nicht verwirren zu lassen. Man stolpert und ist komisch um diesen Preis. Idealismus und Weltfremdheit sind nur natürlich und nicht des Lobes wert, nicht des Tadels.

Aber wie, wenn nun tatsächlich all das Viele die Welt gar nicht ausmachte? Wenn die Welt aus einem anderen Stoff gemacht wäre, so daß wer die vielen Dinge kennte, die Welt nicht kennte? ‹Man verzeihe mir diese Rhetorik, es ist heute schwer, sich anders zu verständigen.› Heinrich von Stein sagt: Der Geist des Steines ist, schwer zu sein. Wie, wenn der Geist der Welt wäre, Geist zu sein? Und wenn alle, die so beweglich über Weltfremdheit klagen, die Allerfremdesten wären und darum wären, weil sie immer nur die Dinge und niemals den Geist sehen? ‹Nochmals: man verzeihe mir diese Rhetorik.› Dann wäre niemand weniger weltläufig als der Journalist, der doch auf allen Vieren hinter der Welt her ist. Auf allen Vieren: so läuft man heute gern, so wollen es die Bürgerlichen von heute, die sich die guten Europäer mißverständlich nennen. Darum ist

diese Gangart auch allgemein beliebt und wer durchkommen will, hat sie sich angewöhnt.

Hermann Burte gehört zu den wenigen, die noch nicht vergessen haben, daß der Gang des Menschen aufrecht ist und mit dem Scheitel gegen die Wolken. Darum auch konnte sein »Wiltfeber« über einen gewissen Erfolg nicht hinauskommen. Darum auch stößt sein »Herzog Utz« und seine »Flügelspielerin« auf den Widerstand derer, die das Geistige mit Schwulst und das Hochgemute mit Hochmut verwechseln. Wer nur die Dinge und ihre Außenseite kennt, wer von Gebilden der Natur und Kunst nur die haarscharfe Kontur und plastische Deutlichkeit des Wirklichen erfahren hat und nicht weiß, daß Natur wie Kunst einen Geist haben, der dort vielleicht im Licht und hier vielleicht in irgendetwas anderm sich spüren läßt — nicht der Geist, der als Sentimentalität zu blauen Bergen und rosa Schneefeldern sich hebt! —, der wird das Geistige für eine Übertreibung, für einen Superlativ des Körperlichen nehmen, der wird die Position des gespannten und erhobenen Menschen als Überspannung und Überhebung über das Niveau der täglichen Dinge ansehen. So geht es Burte in unserer Zeit. Sein Herzog Utz ist als ein in gereimten Versen geistig sich ausredendes Theaterstück mit völligem Verzicht auf Naturalismen irgendwelcher Art, mögen sie symbolisch, allegorisch oder platt gegenständlich sein, in unserer »weltläufigen« Zeit geradezu ein Unikum. Die siebenundsiebzig Sonette aber, zu denen eine Flügelspielerin den Dichter inspiriert hat, sind so sehr männlich und schlagen so sehr »Feuer aus dem Geist«, daß die »Gebildeten« keine Zugänge zu ihnen haben. Die Frauen vielleicht noch, aber diese an Geld und Geschäfte denkenden Männer sicher nicht. Am ehesten noch findet man einen Bauer oder Arbeiter, der ahnt, was hier zum Leben drängt. Die anderen sehen nur Gegenstände, die sie komisch nennen, weil sie selbst sich in ihrer Unsicherheit nicht anders als komisch zu benehmen wissen. Aber sind wir nicht ungerecht, wir Chroniköre der Zeit? Diese Menschheit will um jeden Preis die vielen Dinge: das ist ihr Beruf. Sie will der vielen Dinge Eleganz: das ist ihre Erholung. Darf man da verlangen, daß sie die Worte dessen versteht, der den Einlaßbegehrenden abweist:

Laß ab, kehr um, reit heim o Mann! Denn diese
Beseelte Blonde sog das Hörenswerte
Des Weltgeräusches ein und ist nun taub.

III.

Den Lesern dieser Blätter ist das Geschrei über die Memoiren Rampollas sicher nicht entgangen. Es war laut und kreischend. Aber es hörte bald und plötzlich auf und dann war alles stumm. Eine Stille trat ein. Und diese Stille war lächerlich. Wie immer, wenn nach kurz anhaltendem Lärm es plötzlich still wird. Frage: wie kann man sich so aufregen, wenn man vorhat, so bald wieder ganz ruhig zu sein? Wer tut so etwas? Die Jähzornigen vielleicht und solche Menschen, die eigentlich keinen Grund zur Aufregung haben. Hatte man hier irgendeinen Grund? Nein. Denn man hatte nur einen persönlichen Grund. Man stritt sich, ob jemals, man schrie, daß niemals Rampolla der Verfasser dieser Ansichten sein könnte. Man dachte an gar nichts als an Rampolla und Leute wie Rampolla und an Leute, die nicht Rampolla heißen oder auch im übrigen ganz anders sind als Rampolla. Man schrie um Personalfragen, Personalakten. Man schrie recht wie mit subalterner Biertischgesinnung Beamte eines kleinen Ländchens um die Verwandtschaft des Kollegen, ihrer Schwiegermütter, Tanten und Freunde schrein. Kein Wort zur Sache. Kein Wort über die politische Konstellation Roms, über den Unsinn liberaler und klerikaler Ambitionen und ihre Beleuchtung in diesen Memoiren. Mit der Person war die Sache erledigt. Also hatte man keinen Grund zum Schreien, also schrie man, also mußte des Schreiens ein baldiges Ende sein. Und man ging zu anderen Personalfragen über. Wenn man in den Journalen jener Tage des plötzlichen Verstummens nachblättert, wird man sie finden.

So ist es nun einmal. Da man des Geistigen nicht mehr inne ist, vermag man von der Sache nicht die inwendige treibende Kraft, sondern nur das Äußere zu sehen. Dieses aber ist die Spiegelung in einer Person. Sieh ihr in die Pupille: dort ist die Sache. Der Sache selbst aber kehre nur ruhig den Rücken. Man liebt gewiß die vielen Sachen, aber, wie der Photograph auf die Platte, nimmt man sie

geschwind auf die Netzhaut. Dann kehrt man ihnen den Rücken. Man nennt das auch Subjektivismus, psychologisches Verfahren, die Kunst gesehen durch das Temperament und was sonst noch solcher leicht eingänglicher, einleuchtender Wörter sind, die man sich immer wieder schenkt, so oft man auf den Plattformen der Straßenbahn steht und die Zigarre in den Mundwinkel schiebt. Scheidemünze, mit der man die Dinge bezahlt, deren Geist ist Geist zu sein, der nun einmal keinen Börsenpreis hat. ‹Man verzeihe die Rhetorik.›

IV.

Noch vor sechs Jahren entfaltete in München der »Erdgeist« seine Kräfte nicht ohne mißfälliges Zischen. Heute schreitet er in einer anderen der Prüderie bezichtigten Stadt wesentlich kleineren Kalibers widerspruchslos über die Bretter. Frauen mit Zwickerschnüren über den Ohren und Köpfen, die ohne Hälse in beblusten Schultern stecken, Männer mit dem Lachen junger Hunde und den Manieren von Oberlehrern, obwohl nicht ohne Manicure, so gut wie das Décolleté und gestärkte Hemd der Logen gestatteten Wedekind die vielbewegte Gangart. Ist man entrüstet, dann unterdrückt man's. Ist man's nicht, dann — Aber es kommt ja auf dasselbe heraus. Der europäische sowohl wie der landstädtische Bürger läßt sich heute diesen Erdgeist gefallen. Er nimmt ihn hin. Er faßt ihn nicht, wie zu seiner Ehre noch angenommen sei, verwechselt den Geist vielleicht mit den mehreren Schnäpsen, die vorkommen, und denkt: Erde? ach Gott, das schöne Hyazinthenbeet in unserm Garten, der städtische Park oder gar unser Schloßberg! — Erde? von Erde aber auch keine Spur! Nimmt ihn hin, wie man das andere auch hinnimmt, den Ödipus, den Jedermann, den Parsifal und wie diese Sachen alle heißen. Die Bourgeosie bewahrt die Bourgeosie davor, ihre Haltung zu verlieren. Denn ahnte sie, daß hier noch mehr geschieht, als daß nur Huren und Zuhälter durch die Szene zucken, dann . . . Das Gegenständliche wird zu all dem anderen Gegenständlichen noch dazugenommen oder roh verschluckt und ebenso — vielleicht unter diskreten Beschwerden — wieder von sich gegeben. Gott schütze und mehre die Weltfremdheit dieser Erdenbürger.

Eine kleine Anmerkung sei hier noch gestattet. Frau Durieux spielte das Tier Lulu mit solch bestialisch instinktiver Sicherheit, daß kein toter Punkt zufinden war. Ihr Stil war, daß sie keinen zeigte — das Leben war ihr Stil. Was nun hier anzumerken ist, ist dieses: daß die Natur, auch die krasseste, um so weniger kraß wirkt, je natürlicher sie sich gibt. Weil die Durieux der Lulu nichts nahm, sondern alles gab, was ihr gehört, drängte sie sich ganz ins Leben. Da die Natur sich natürlich gab, wirkte sie natürlich ‹und nicht kraß›. Es erinnert dies an das umgekehrte Beispiel von den Feigenblättern des Vatikans, die, den Blick auf den Geschlechtsteil lenkend, diesen zur Hauptsache machen, was mir bei Statuen nicht zuzutreffen scheint. Vielleicht auch — der Chronikör muß gerecht bleiben — ermöglichte das sozusagen objektive Verfahren der Frau Durieux den bürgerlichen Damen und Herren eine ruhigere Haltung zu dieser Sache. Sie dachten etwa so: es muß wohl schon so etwas ähnliches geben, wenngleich ich ihm außerhalb des Käfigs nicht begegnen möchte.

V.

Das Ereignis aber dieser Monate war der Parsifal. Man kam überein, zu vergessen, daß Wagner gestorben ist, und jedermann tat, wie wenn der Meister im letzten Jahr sehr fleißig gewesen und den Sommer zu Notizen, den Winter zur Ausarbeitung seines Parsifal benutzt habe, der nun, noch naß sozusagen auf die Bretter gestellt, bestimmt sei, die Banalitäten der lustigen Witwe ‹so heißt das Ding doch wohl?› abzulösen. Jedermann, der gestern bei der Witwe war, mußte heute bei dem Toren sein, um den neuesten Trick der Wandeldekoration, des Fußwaschens und all die anderen Sachen in Augenschein zu nehmen. Der kirchliche Charakter übrigens war zeitgemäß. Es grauselte einem ein ganz klein wenig, wie wenn man in einen schönen Dom kommt. Und Sünde und Reue gar: welch interessantes Kapitel! Dazu wurde es einem auch bequem gemacht: nach dem ersten Akt hatte man Zeit, ein kleines Diner zu nehmen, und nach dem zweiten Akt eine Tasse Tee. Nach dem dritten Akt aber hatte man das Souper bestellt. Da gab es denn zum Schluß mancherlei scherzhafte Gelegenheit, Klingsorn leben zu

lassen. Gegenüber diesem Gegenständlichen und seiner Umwertung durch die Zeit sei hier nur in aller Bescheidenheit daran erinnert, daß dieser Parsifal musikalisch von einer Reife ist, die alles Frühere nur als Blüte und Ansatz erscheinen läßt. Wagner erreichte den Grad seiner Vollkommenheit, dann beschloß er zu sterben. Alles, was sonst noch über dieses große und tiefe Werk zu sagen wäre, würde hier so sehr als Ironie wirken, daß der literarische Takt es zu verschweigen gebietet.

Walther Krug.

SOMMER

Meinem Bruder

Jetzt ist die Zeit der menschlichsten Gefühle und des sonnigen Gesichts,
Des lieb Anschauens und der Freude an braunen Kinderlocken,
Die Zeit der Zufriedenheit, des Friedens, Stillstand jeglichen Gerichts,
Aufdämmernder Hoffnung, sanftwarmer Müdheit bei den Abendglocken.

Wir glaubten, Mensch zu sein, und waren Tier.
Wir hockten, Eiskälte in den Falten der Gesichter,
Jetzt gleißt auf uns der Schein der Wiesenlichter,
Und Gott, unendlich stürzen wir vor Dir.

Wir sind Mensch geworden. Schauen nach himmelbohrenden Fichten,
Bieten dem zag die Hitze durchstreichelnden Windzug die Brust,
Und über den gern, mit Lächeln, erfüllten Pflichten
Knattert sonnengestählt die Fahne unendlichster Lust.

Otto-Erich Schmidt.

DER MÖRDER

Als man mich zu dem kranken Mörder rief,
dem sieder Tod schon scharf am Gaumen klebte
und dem das Beil nah überm Haupte schwebte,
da traf ich ihn, als roh sein Antlitz schlief.

Und langsam stach ihn das Bewußtsein wach,
wie Fliegenschwärme matte Schläfer stören,
Und er versuchte wild, auf mich zu hören,
derweilen lag sein Blick verwittert brach.

Indem ich sprach, versöhnte sich der Bank
ein stiller Sonnenstrahl, und Denken trug
der Mann mit sich herum, in jedem Zug
lag plötzlich von Erinnerung ein Klang.

Denn langsam fühlend den zweiseitgen Tod,
der unabwendbar ihm wie Tag und Nacht,
färbte sich hastgen Fühlens jäh sein Antlitz rot
und jeder kranke Nerv ward eine Macht.

Und Sehnen kam und Träne und Erschüttern
und wunderbares Lieben tiefer Blicke
und Kindgeborgenheit im Schoß von Müttern
und — — strömend Laut getöteter Geschicke.

Da wurde Dolch zum Mahnungskruzifix
und Wunde zu dem Lippenpaar der Lust,
und wie er aufwärts sah verträuten Blicks,
da zog ein Kinderjahr ihm durch die Brust.

Und Lächeln war in sein Gesicht gefaltet,
heimische Ackerfurchen schritt er sinnend,
und Mutter und Geschwister schön gestaltet
sah er, sein Leben neu als Kind beginnend.

Da fiel von ihm sein ganzes Treiben ab
und Mordgedanken wichen sanfter Güte,
und er fiel rücklings, und auf seinem Grab
sah er entfalten Blüte sich um Blüte.

Da rang sich ihm der Schrei nach Mutter los,
und wild verzehrend war der Stoß der Lungen,
und ganz von tiefster Sehnsucht hingezwungen
sank er vornüber wie in ihren Schoß.

Und wie er so nach seiner Mutter rief
und kindlichen Gefühles ausgelitten,
ist heiligend ein Schein um ihn geglitten
von frommer Stärke und im Liebreiz tief.

Otto-Erich Schmidt.

HIRTENLEICHE

Das Licht verbirgt sich in die Nacht der Wände,
Nur eine Welle gischtet bis zur Bahre,
Und duckt verkrüppelt im Dickicht der Haare
Auslugend in das klingende und klare
Strahlen der weißen goldgenährten Hände —

Sie tragen alles Todes Diademe
Und sind von Blute vogelhell beschwingt,
Sie jauchzen kinderkleine Requieme,
Davon der Leib wie eine Harfe klingt.

So lange schlief fernab von seiner Herde
Der kluge Hirte, den die schlanken Sterne
Abzogen aus der brütenden Kaverne,
Nun fiel er nieder und er fiel so gerne
In seines Endes lächelnde Zisterne. —

Und wie ein Schlagwerk mit kristallnen Hämmern
Auffuhr die unbewegte dunkle Herde
Und goß sich aus des Stalles stillem Dämmern
Mit Ton und Luft anfüllend Tal und Erde.

Nun fällt die Nacht und tritt mit plumpen Gesten
Die vielen Blüten ausgestreuten Lichts
Und schmückt ihr Kleid mit ausgesparten Resten,
Mit Schatten eines weinenden Gesichts, —

Aber die Lämmer blühen süß und rufen
Den ungetreuen Herrn mit Liebeszungen,
Sie stampfen mit den dreigespaltnen Hufen
Und wie ein Glockenspiel sind ihre Lungen.

Gerhard Husserl.

AUS DEN BRIEFEN VINCENT VAN GOGHS AN SEINEN BRUDER THEO VAN GOGH.

Man muß wagen, und dies um so mehr, als man sieht, wie unsicher und schwankend alle sind. Efforts de perdu — que soit — doch in einer Zeit wie der unsrigen sind sie Pflicht, und oft muß man zwischen diesen und dem Versumpfen wählen. . . . Nicht das Glück ist dasjenige, wofür wir verantwortlich sind, wohl aber sind wir dafür verantwortlich, wie weit wir unserem Gewissen folgen... Wenn wir nach der Anweisung dessen handeln, was wir bestimmt und deutlich fühlen, dann können wir uns, glaube ich, wohl einmal irren und uns den Kopf etliche Male stoßen, indessen, ich glaube, vor großem Übel und vor Verzweiflung werden wir bewahrt bleiben, wenn wir uns fragen, was ist unsere Pflicht — und wenn wir dann das, was getan werden muß, tun, so gut wir es können. . . . . Ich habe die Melancholie, die strebt und sucht, derjenigen vorgezogen, die stillstehend verzweifelt . . . Die Fischer wissen, daß die See gefährlich ist und der Sturm entsetzlich, aber sie haben niemals begreifen können, daß die Gefahren ein Grund wären, an Land zu bleiben und spazieren zu gehen. Diese Weisheit überlassen sie denen, die Gefallen daran finden. Kommt der Sturm, sinkt die Nacht — was ist ärger: die Gefahr oder die Furcht vor der Gefahr? — Dann lieber die Wirklichkeit, die Gefahr selbst . . . Ich fühle eine Kraft in mir, die ich entwickeln muß, ein Feuer, das ich nicht auslöschen darf, sondern schüren muß, obgleich ich nicht weiß, zu welchem Ende es mich führen wird, und ich mich über ein düsteres nicht wundern würde. Was soll man in einer Zeit, wie dieser, wünschen? Welches ist das verhältnismäßig glücklichste Los? — Unter manchen Umständen ist es besser, der Besiegte als der Sieger zu sein, z. B. besser Prometheus als Jupiter.

* * *

Mancher hat ein großes Feuer in seiner Seele, und niemand kommt jemals, sich daran zu wärmen, und die Vorübergehenden sehen nur ein klein wenig Rauch oben über dem Schornstein, und sie gehen ihres Weges von dannen. — Nun, was beginnen, diese Glut im Innern unterhalten, sein Salz in sich verschließen, geduldig warten, gleichviel mit wie viel Ungeduld, die Stunde erwarten, da es irgend jemandem beliebt, sich dort niederzulassen und dazubleiben, was weiß ich? Wer an Gott glaubt, möge die Stunde erwarten, die früher oder später kommen wird.

* * *

Man muß sich an Armut gewöhnen, sehen, wie ein Soldat oder Packträger lebt und gesund bleibt, bei Wind und Wetter und der gewöhnlichen Volksnahrung und -Wohnung — das ist ebenso praktisch, wie etwa einen Gulden mehr in der Woche zu verdienen. Man ist doch nicht zu seiner Bequemlichkeit auf der Welt und braucht es nicht besser zu haben als Andere. . . . Ich denke einfach an das, was Millet sagte: »Je ne veux point supprimer la souffrance, car souvent c'est elle, qui fait s'exprimer le plus énergiquement les artistes.«

* * *

Wenn ich in meinem Schreiben an Rappard aussprach, daß ich dächte, ich sei nicht auf der Welt, um meinen Körper zu konservieren, so wollte ich damit nur sagen, daß es Umstände gibt, denen gegenüber man wählen muß zwischen Arbeiten und Nichtessen — oder Essen, das heißt also, die Arbeit, wenn sie Ausgaben erfordert und sich vorläufig nicht rentiert, fahren lassen. Nun wähle ich in manchen Fällen das Erstere, und ich glaube nicht, daß dies ein Mißgriff ist, denn unsere Arbeit bleibt, wir selbst jedoch in keinem Falle; da aber Leben Wirken ist, will ich lieber ein paar Jahre von diesem, als viele Jahre des Grübelns und Aufschiebens vor mir haben. Und ich sagte damals außerdem zu Rappard, ich meinerseits sähe etwas Wahres in dem geheimnisvollen Worte: »Wer sein Leben zu erhalten sucht, der wird es verlieren, wer es aber um eines Höheren willen verlieren möchte, der wird es finden.«

* * *

Ich meine, daß der Enthusiasmus zuweilen besser rechnet als sogar diejenigen, die immer rechnen und die sich »darüber erhaben« dünken, und daß Instinkt, Inspiration, Impulsivität und Gewissen richtiger leiten, als Viele wohl denken. Und wie dem auch sei, ich für meine Person bin der Meinung: mieux vaut crever de passion que de crever d'ennui. — Was das Kolorit in einem Bilde ist, das ist im Leben doch der Enthusiasmus — es ist kein geringes Ding, ihn zu suchen und zu bewahren.

* * *

Es ist im Malen etwas Unendliches — ich kann es Dir nicht so erklären, aber gerade um eine Stimmung auszudrücken, ist es ganz herrlich. In den Farben sind verborgene Dinge von Harmonie oder Kontrast, Dinge, die durch sich selber wirken, und die man durch kein anderes Medium ausdrücken kann.

* * *

Mag man faseln von Technik, was man will, mit pharisäischen, hohlen, scheinheiligen Worten, die wahren Maler lassen sich von ihrem Gewissen, das man Gefühl nennt, ihrer Seele, ihrem Gehirn leiten, auch ist die Leinwand bange vor dem Maler, und nicht der Maler vor der Leinwand.

* * *

Das düster sarkastische Wort Michelangelos: »Meine Art ist dazu bestimmt, große Dummköpfe zu machen«, ist auch, was die Draufgänger der Farbe angeht, wahr, denn auch diese Dinge sind von den Feigen und Unselbständigen nicht nachzumachen.

* * *

Zwei Dinge, die, glaube ich, ewig wahr bleiben und einander ergänzen, sind: lösche Deine Inspiration und Phantasie nicht aus, werde nicht Sklave des Modells — und das andere: nimm Modell und studiere es, denn sonst bekommt Deine Inspiration keine greifbare Gestalt.

* * *

Das Studienmalen betrachte ich als Säen, und das Bildermalen ist das Ernten. — Ich glaube, daß man viel gesünder denkt, wenn die Ge-

danken dem direkten Kontakt mit den Dingen entspringen, als wenn man die Dinge mit der Absicht betrachtet, dieses oder jenes darin zu finden. So ist es nun auch mit der Frage des Kolorits. Es gibt Farben, die von selbst schön zu einander stehen — aber ich tue mein Bestes, um es so zu machen, wie ich es sehe, bevor ich darauf hinarbeite, es so zu machen, wie ich es fühle. Und doch, das Gefühl ist eine große Sache, und ohne das würde man nichts zustande bringen. Manchmal habe ich wohl ein Verlangen nach der Zeit der Ernte, das heißt nach der Zeit, da ich, mittelst des Studiums, die Natur so in mich aufgenommen haben werde, daß ich dann mit einem Bilde selbst etwas werde hervorbringen können. Aber das Analysieren der Dinge ist mir übrigens keine Last oder etwas, das ich nicht gern täte.

* * *

Ich habe heute noch an alten Zeichnungen aus Etten gearbeitet, weil ich die Kopfweiden hier im Felde in einem ähnlich blätterlosen Zustande wie damals wiedersah, und mir, was ich voriges Jahr gesehen hatte, wieder in Erinnerung kam. Ich kann oft recht sehr danach verlangen, Landschaften zu machen, um mich einmal zu erfrischen usw., ebensosehr wie nach einem weiten Spaziergange; ich sehe in der ganzen Natur, z. B. in den Bäumen, Ausdruck und, sozusagen, Seele. Eine Reihe Kopfweiden hat zuweilen etwas wie eine Prozession von Waisenmännern. — Das junge Korn kann etwas unaussprechlich Reines und Sanftes haben, das eine ähnliche Rührung erweckt wie z. B. der Ausdruck eines schlafenden Kindchens. — Das niedergetretene Gras am Rande des Weges hat etwas Ermüdetes und Bestaubtes, wie die Bevölkerung eines Arbeiterviertels. Als es neulich geschneit hatte, sah ich eine kleine Gruppe von Wirsingkohl, der so recht verfroren dastand, und das erinnerte mich an eine kleine Gruppe von Frauen, die ich, in ihren dünnen Röcken und alten Umschlagtüchern, morgens früh in einem Wasser- und Feuerkeller hatte stehen sehen.

* * *

Die Staalmeesters sind vollendet — der schönste Rembrandt —, doch die Judenbraut, nicht so geschätzt — welch ein intimes, welch

ein unendlich sympathisches Bild, gemalt — d'une main de feu. Siehst du, Rembrandt ist in den Staalmeesters der Natur treu, wenn er da auch, so wie immer, ins Höhere, ins Höchste, ins Unendliche geht — aber Rembrandt konnte noch etwas Anderes, wenn er nicht, wie im Porträt, nach dem Buchstaben treu zu sein brauchte, wenn er dichten durfte. Poet sein, das heißt Schöpfer sein. Das ist er in der Judenbraut. — Wie hätte Delacroix auch gerade dieses Bild verstanden. Welch eine edle Empfindung, wie unergründlich tief! »Il faut être mort plusieurs fois pour peindre ainsi«, paßt wohl darauf. Über die Bilder von Franz Hals — er bleibt immer auf der Erde — kann man sprechen, Rembrandt aber geht so tief ins Mysteriöse, daß er Dinge sagt, für die es in keiner Sprache Worte gibt. Man hat Recht, wenn man von Rembrandt sagt: Magier — das ist kein leichtes Amt.

* * *

Ob der Impressionismus sein letztes Wort schon gesagt hat — ich glaube immer, daß gerade für Figuren noch viele Neue aufstehen können, und je länger desto mehr fange ich an es wünschenswert zu finden, daß man in einer schwierigen Zeit wie der heutigen sein Heil in einem tieferen Eingehen gerade auf die höhere Kunst suche. Denn es gibt etwas Höheres und etwas Niedrigeres, gewissermaßen — der Mensch ist mehr als der Rest, und übrigens auch bedeutend schwieriger zu machen.

* * *

Es wird mir täglich mehr zur Überzeugung, daß diejenigen, die aus dem Ringen mit der Natur nicht die Hauptsache machen, das Ziel nicht erreichen. — Ich finde, wenn man sich bemüht hat, den Meistern mit Andacht nachzugehen, dann findet man sie alle, in gewissen Augenblicken, tief in der Wirklichkeit wieder. Ich meine — was man ihre Schöpfungen nennt, das wird man auch in der Wirklichkeit sehen, in dem Maße, als man die gleichen Augen, ein gleiches Empfinden hat wie sie. — Man muß die Natur viel und lange angeschaut haben, ehe man zu der Überzeugung kommt, das Ergreifendste, das die großen Meister gemalt haben, hat seinen Grund doch im Leben

und in der Wirklichkeit selbst — eine Basis solider Poesie, die ewig als Tatsache besteht und sich finden läßt, wenn man nur tief genug gräbt und sucht.

* * *

Ce qui ne passe pas dans ce qui passe — das besteht. Und was Michelangelo in einer außerordentlich schönen Gleichnissprache gesagt hat, finde ich, Millet ohne Gleichnissprache gesagt — und durch Millet kann man, glaube ich, vielleicht am besten sehen lernen und »einen Glauben« finden.

* * *

Als das Modell — es ist ein Mädel aus einem Café chantant, und doch ist der Ausdruck, den ich suchte, gleichsam ecce-homo-artig — zu mir kam, hatte es anscheinend ein paar sehr beschäftigte Nächte gehabt; sie sagte etwas, das recht charakteristisch war: »pour le champagne ne m'égaye pas, il me rend tout triste«. Da hatte ich, was ich wollte, denn ich suchte ja etwas zugleich Sinnliches und Erschüttertes.

* * *

Soeben erhalte ich Deinen Brief — ich komme gerade aus den Dünen hinter Loosduinen nach Hause, durch und durch naß, denn ich habe etwa drei Stunden im Regen gesessen, an einer Stelle, wo alles Ruysdael, Daubigny oder Jules Dupré war. Ich brachte eine Studie von krummen verwehten Bäumchen mit, und eine zweite von einem Bauernhof nach dem Regen. Alles ist schon bronzefarben, und es findet sich dort alles, was man in dieser Jahreszeit draußen in der Natur — oder auch wenn man vor einem der Gemälde etwa von Dupré steht — nur sehen kann, Dinge, die so schön sind, daß unsere Gedanken für immer unter ihrem Eindruck bleiben. — Du schreibst von Deinem Spaziergang an einem Sonntag in Ville d'Avray — nun, in demselben Augenblick, an demselben Tage ging auch ich allein spazieren, und nun will ich Dir auch von meinem Spaziergange einiges erzählen, denn unsere Gedanken werden sich wahrscheinlich wiederum gekreuzt haben. Ich hatte, wie ich Dir schon schrieb, mit der Frau gesprochen — wir fühlten wohl, daß wir in Zukunft nicht würden zusammenbleiben können, ja, daß wir uns gegenseitig un-

glücklich machen würden — indessen, wir fühlten auch, wie wir trotzdem aneinander hängen. Und dann war ich ins Freie gegangen, weit fort, um wieder einmal mit der Natur zu sprechen. Nun, ich kam also nach Voorburg und ging von da aus bis nach Leidschendam. Du kennst die Natur dort — prachtvolle Bäume, voller Majestät und Heiterkeit, neben abscheulichen grünen Spielschachtel-Pavillons und allem, was die schwerfällige Einbildungskraft der von ihren Renten lebenden Holländer sich an Albernheiten ausdenken kann, als da sind: Blumenbeetchen, Lauben, Veranden. Die Häuser meistens sehr häßlich, manche jedoch alt und vornehm. Nun, in diesem Augenblick drängte sich, hoch über den Wiesen, unendlich wie die Wüste, ein Wolkengebilde nach dem anderen, und der Wind warf sich zuerst einmal gegen die Reihe der Landhäuser mit ihren Bäumen, jenseits des Kanals, wo der schwarze Kohlenweg entlang führt. Die Bäume waren prachtvoll — in jeder Figur, möchte ich sagen, aber ich meine, in jedem Baum, ein Drama. Übrigens war das Ganze fast noch schöner als die vom Wind gepeitschten Bäume an sich, gerade weil der Augenblick von der Art war, daß sogar die albernen Pavillons, naßgeregnet und verweht wie sie waren, eigenartig von Charakter wurden. — Ich sah darin ein Gleichnis: so kann auch ein Mensch mit albernen Formen und Konventionen, oder ein anderer voller Exzentrizität und Kapricen, wenn ihn nur ein wahrhafter Schmerz ergreift, eine Kalamität ihn aufregt, eine dramatische Figur von eigenartigem Charakter werden. — Und einen Augenblick dachte ich auch an die Gesellschaft von heute — wie auch sie sich jetzt, während sie untergeht, zuweilen, wenn man sie gegen das Licht irgendeiner Erneuerung betrachtet, wie eine große, düstere Silhouette davon abhebt. — Ja, das Drama des Sturms in der Natur — das Drama des Schmerzes im Leben —, das ist für mich wohl das Beste. Ein »paradou« ist schön, aber Gethsemane ist doch schöner. — Aber ach, ein klein wenig Luft, ein klein wenig Glück ist doch notwendig, dies vor allem deshalb, damit die Form fühlbar wird, damit die Linien der Silhouette sprechen können — aber das Ganze kann düster sein.

***

Ich habe niemals eine gute Predigt über die Resignation gehört noch mir eine gute vorstellen können, ausgenommen das Bild von Mauve und das Werk von Millet. Das ist Resignation, Du verstehst, die echte Art, nicht diejenige der Prediger. Diese Gäule, diese armen geschundenen Gäule, schwarz, weiß, braun, wie geduldig stehen sie da — ergeben, bereit, still, resigniert. Gleich müssen sie das schwere Schiff noch das letzte Ende Weges schleppen, die Arbeit ist fast verrichtet, nun noch einmal stille stehen, sie atmen schwer, sie schwitzen, aber sie murren nicht, sie protestieren nicht, sie klagen nicht und über nichts. Darüber sind sie schon lange hinaus, seit Jahren hinaus. Sie haben sich darein ergeben, daß sie noch ein wenig zu leben und zu arbeiten haben, doch morgen müssen sie zum Schinder, que soit, sie sind bereit dazu. — Ich finde eine so außerordentliche, hohe, praktische, schweigende Philosophie in diesem Bilde, es scheint zu sagen: savoir souffrir sans se plaindre, ça c'est la seule chose pratique, c'est là la grande science, la leçon à apprendre, la solution du problème de la vie. — Mich dünkt, daß dieses Bild von Mauve eines der wenigen Bilder ist, vor denen Millet lange stehen bleiben und für sich murmeln würde: il a du cœur ce peintre-là.

* * *

Es beginnt bereits zu dämmern, »blessed twilight« nannte es Dickens, und er hatte recht. »Blessed twilight«, wenn zwei oder drei in Einmütigkeit beieinander sind und als Schriftkundige aus ihrem Schatze alte und neue Dinge hervorbringen. »Blessed twilight«, wenn zwei oder drei versammelt sind in Seinem Namen und Er selbst mitten unter ihnen weilt. Und selig er, der um diese Dinge weiß und auch danach handelt. — Rembrandt wußte darum, denn aus dem reichen Schatze seines Herzens hat er, neben anderen, die Zeichnung in Sepia, Kohle und Tusche usw., die im Britischen Museum ist: das Haus zu Bethanien, hervorgebracht. In diesem Zimmer herrscht die Dämmerung, die Gestalt des Herrn, edel und eindrucksvoll, hebt sich, als ein strenges Dunkel, von dem Fenster ab, durch das die Abenddämmerung hereinsinkt. Zu Jesu Füßen sitzt Maria, die das gute Teil erwählt hat, das ihr nicht genommen werden soll, und Martha ist in dem Zimmer beschäftigt mit diesem und jenem —

wenn ich mich recht erinnere, damit, das Feuer zu schüren oder etwas Derartigem. — Diese Zeichnung hoffe ich nicht zu vergessen, so wenig wie das, was sie mir zu sagen schien: »Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.« — Solche Dinge sagt die Dämmerung dem, der Ohren hat, sie zu hören, und ein Herz, um sie zu verstehen und Glauben an Gott zu haben, »blessed twilight!«

* * *

Als wir das Abendbrot genommen hatten, wanderte ich zurück, doch nicht auf dem kürzesten Wege, sondern längs des Kanalweges. Es gibt dort Werkstätten aller Art, die besonders am Abend bei Licht so gut aussehen und die zu uns, die wir doch auch Arbeiter und Werkleute sind, jeder in dem Kreise und in der Tätigkeit, zu der er berufen ist, auf ihre Weise sprechen, wenn wir nur darauf hören wollen, denn sie sagen: arbeite solange es noch Tag ist, bevor die Nacht kommt, in der niemand mehr arbeiten kann.

* * *

Ich male lieber die Augen von Menschen als Kathedralen, denn in den Augen wohnt etwas, das den Kathedralen, wenn sie auch noch so ehrwürdig und imponierend sind, fehlt — die Seele eines Menschen, wäre es auch nur diejenige eines armen Schluckers oder eines Straßenmädels, ist in meinen Augen interessanter.

* * *

Es geht mit dem Leben wie mit dem Zeichnen, man muß manchmal schnell und entschlossen handeln, die Sache mit Energie angreifen und dafür sorgen, daß die großen Linien blitzschnell dastehen. Da kommt kein Zaudern, kein Zweifeln zustatten, und die Hand darf nicht zittern, das Auge darf nicht hin und her blicken, sondern muß fest auf das gerichtet bleiben, was man vor sich hat, und man muß sich so darein vertiefen, daß in kurzer Zeit auf dem Papier oder der Leinwand, wo vorher nichts war, etwas gestaltet ist, so daß man später selbst kaum weiß, wie man es darauf geschmiert hat. Die Zeit des Überlegens und Nachdenkens muß dem entschlossenen Handeln

voraufgehen. Beim Tun selbst ist wenig Raum für Nachdenken oder Überlegen. Schnelles Handeln ist Männerwerk, und man muß, bevor man dazu imstande ist, etwas erlebt haben. Es gelingt dem Steuermanne manchmal, einen Sturmwind, statt daß er sich von ihm in die Tiefe reißen läßt, zu benützen, um vorwärts zu kommen. — Was ich Dir noch einmal sagen wollte, ist folgendes: große Pläne für die Zukunft habe ich nicht, und mag auch für einen Augenblick die Lust nach einem Leben, frei von Sorgen, und nach Glück in mir aufkommen, so kehre ich doch stets mit Liebe zur Mühe, zur Sorge, zu einem mühseligen Leben zurück und denke: »Es ist besser so, ich lerne mehr dabei, ich bin deshalb auch um nichts weniger, nicht auf diesem Wege geht man unter«.

* * *

Das Gute zeigt sich uns inmitten des Lebens als ein so hohes Licht, daß es sich von selbst versteht, daß wir es schließlich doch müssen erreichen können. Und müssen wir unsere Skala vielleicht auch tiefer stimmen — nun, wenn wir uns nur bemühen, dessenungeachtet licht zu bleiben und nicht dem Toten zu verfallen! So ist es am vernünftigsten, so wird uns das Leben weniger unmöglich.

* * *

Schon die Vorstellung des Lebens ist ein Rätsel, und die Wirklichkeit macht, daß es ein Rätsel in einem Rätsel wird. Und wer sind wir, um es zu lösen? Gleichwohl, wir sind selbst ein Atom davon, sind selbst von der Gesellschaft, von der wir fragen: Wohin geht sie, zum Teufel oder zu Gott?

* * *

DIE ZUKUNFT DES KAPITALISMUS

DER Kapitalismus ist an erster Stelle kein ökonomisches System der Besitzverteilung, sondern ein ganzes Lebens- und Kultursystem. Dieses System ist entsprungen aus den Zielsetzungen und Wertschätzungen eines bestimmten biopsychischen Typus Mensch, eben des Bourgeois und wird von deren Tradition getragen.*) Ist diese Thesis richtig, die wir mit Sombart teilen, so ist nach dem Satze cessante causa cessat effectus und dem nicht weniger gültigen, daß erst durch Veränderung ⟨Abnahme⟩ der Ursache eine Veränderung ⟨Abnahme⟩ der Wirkung zu erwarten ist, auch nur dadurch und in dem Maße ein Niedergang des Kapitalismus zu hoffen, als eben dieser Typus Mensch seine Herrschaft verliert, sei es, daß er in seiner eigenen Natur und der ihr immanenten Entwicklungstendenz einen Keim seines Aussterbens trägt, sei es dadurch, daß wenigstens sein Ethos durch das Ethos eines andersartigen Typus Mensch in der Herrschaft abgelöst wird.

Schon kraft dieser, aus dem Ergebnis der Ursachenerforschung des Kapitalismus sich notwendig ergebenden Problemstellung ist es ausgeschlossen, von einer irgendwie erfolgenden Abänderung der bestehenden Eigentums-, Produktions- und Verteilungsordnung der Wirtschaftsgüter ⟨wie sie alle sozialistischen Parteien fordern und erwarten⟩ ein Verschwinden des Kapitalismus, sei es ein plötzliches durch Revolution, sei es ein allmähliches durch Evolution nach einem vorgeblichen, dem modernen Wirtschaftsleben innewohnenden Richtungsgesetz ⟨Tendenz zum Großbetrieb, Akkumulation des Kapitals in immer weniger Hände usw.⟩, zu erwarten, daß dieses sog. Richtungsgesetz der Entwicklung für die Landwirtschaft nicht besteht und in ihr der Kleinbetrieb einen im Wesen von Körnerbau und Viehzucht gelegenen dauernden ökonomischen Vorrang vor dem Groß-

*) Vgl. meinen Aufsatz »Der Bourgeois« in Heft 7 dieser Zeitschrift.

betrieb behält, gehört überdies zu den am sichersten festgestellten Tatsachen der nationalökonomischen Wissenschaft. Ist diese Lösungsart der Frage schon darum eine unmögliche, da sie aus der Einheit des kapitalistischen Kultursystems das Teilsystem der Wirtschaft — ja der bloßen Industrie — herausreißt und von seiner primären Änderung eine solche des Ganzen, auch des »Überbaus« erhofft ‹materialistische Geschichtsauffassung›, da sie zweitens auf dem kausalen Irrtum beruht, es sei der Bürgertypus eine Folgeerscheinung der kapitalistischen »Ordnung« ‹und nicht umgekehrt, wie wir behaupten, diese Ordnung eine Folge des »Bürgergeistes«›, so ist andererseits klar, daß jede solche Änderung selbst nur in dem Maße möglich werden kann, als jener Menschentypus samt seinem »Geiste« seine Herrschaft verliert. Ein solcher Vorgang ist aber durch das bloß numerische Anwachsen des Proletariats als ökonomischer Klasseneinheit und dem ihm entsprechenden Anwachsen seiner politischen Macht- und Rechtsstellung, schon darum niemals zu erwarten, da der Klassengeist des »Proletariats« selbst nur bestimmte Abwandlungen des Ethos jenes Typus darstellt, soweit ihm wenigstens als »Proletariat«, d. h. einer durch Besitzinteressen gebundenen Einheit gemeinsame Einstellungen überhaupt zukommen, eben jene, die seiner besonderen gedrückten Stellung und Lage im Bourgeois-Staat und in der Bourgeois-Gesellschaft gemäß sind. Weder die revolutionär syndikalistische noch die evolutionär parlamentarische und altgewerkschaftliche Methode des Vorgehens verspricht irgendwelchen durchschlagenden Erfolg, solange das bürgerliche Ethos die verschiedenen kämpfenden Einheiten gemeinsam beseelt und es nur die ökonomischen Interessen-einheiten und -gegensätze gegen die Minderheit von Besitz und Macht sind, die sie — immer innerhalb des Spielraums dieses Ethos, nicht außerhalb seiner — zu solchen Kampfeinheiten gestalten. Werden die Gewerkschaften groß und mächtig, wie die älteren englischen, so werden sie — wie deren Geschichte zeigt — selbst ganz und gar von bourgeoisem Geist erfüllt. Bleiben sie klein und arm wie die Mehrzahl der französischen, so sind sie trotz alles syndikalistischen Draufgängertums schließlich wirkungslos. Ebensowenig aber kann eine Beseitigung oder auch nur eine Ermäßigung des kapitalistischen Ethos von einer spontanen Staatsbetätigung im Sinne

einer sich immer erweiternden Sozial- und Versicherungspolitik, die aus der Gesinnung der herrschenden Minorität selbst hervorquölle, ernsthaft erwartet werden, oder gar aus moralischen oder religiösen Predigten und Ermahnungen, die auf eine der Sozialpolitik freundliche Gesinnung hinzuwirken suchen. Ich sage dies nicht, weil ich die Leistungen dieser Richtung innerhalb der kapitalistischen Ordnung und Epoche unterschätzte oder gar der Meinung wäre, daß die unerfreulichen Begleiterscheinungen der sozialpolitischen Gesetzgebung (Verringerung des Selbstverantwortlichkeitsgefühls, steigendes Sichverlassen auf den Staat und daraus folgende Schaffens- und Lebensmüdigkeit, endlose Bureaukratisierung der Produktionstätigkeit und Überlastung der die Gesetzgebung ausführenden Beamtenschaft mit unübersehbaren Bestimmungen, Versicherungskrankheit usw.) so einschneidende wären, daß sie deren Vorteile überwögen. Ich bin der entgegengesetzten Meinung und es bedarf eines nur geringen Scharfblickes, um zu sehen, daß wir bereits mit vollen Segeln in die ersten Stadien des sozialistischen Staates hineingefahren sind, daß wir auf dem Wege weiter müssen, der zu dem Ziele führt, den der sterbende Herbert Spencer mit den lapidaren Worten charakterisierte: »Es wird kein Mann mehr tun können, was er will, sondern jeder nur, was ihm geheißen wird.« Die Tatsache selbst aber, daß die freiheitsfeindlichen Medikamente des steigenden Staatssozialismus die einzig-möglichen geworden sind, welche das Maximum der Volkswohlfahrt noch zu fördern vermögen, ist selbst eine der übelsten Folgen der Herrschaft des kapitalistischen Geistes. Das steigende Übergewicht des »Sicherung« fordernden Bürgergeistes über die Komponente des aktiven Unternehmungsgeistes, das sich unter anderem auch in der Bureaukratisierung der Unternehmungen äußert, ist ja die Voraussetzung, unter der die Sozialpolitik erst jene wohltätigen Folgen hat. Alles das, was Sozialpolitik und Gesetzgebung auch im weitesten möglichen Ausmaße zu leisten vermögen, das ist daher nicht Abänderung des Ethos und Geistes, welche die kapitalistische Ordnung in letzter Linie tragen und nähren, sondern es ist nur diejenige Art der Abstellung grober Mißstände und Beeinträchtigungen der Wohlfahrt der großen Massen, die sich unter der noch bestehenden Herrschaft dieses »Geistes« allein ergeben können und müssen. Die Herrschaftsdauer

dieses »Geistes« selbst aber wird durch diese Maßregeln eher verlängert und befestigt als verkürzt oder aufgehoben. Es sind ja nur dieselben Grundmotive der maximalen Sicherung der ökonomischen Lebensgrundlagen, die sich im Bedarf einer solchen Gesetzgebung regen, deren Vorwiegen über die muthafte, gläubige Lebenseinstellung wir früher als eine der Grundkräfte des Bourgeoisgeistes überhaupt erkannt haben. Nur die Auswirkung dieser Motive ist je nach den Klasseninteressen verschieden. Dazu unterliegt der Staat im selben Maße, als er selbst Unternehmer wird, sofern er mit der Privat- und Kommunalunternehmung noch konkurrieren will, eben denselben Strukturen der ökonomischen Motivation ‹grenzenloses Erwerbsstreben usw.› wie die Einzelunternehmung. Auch er muß im Maße, als er Unternehmer wird, Diener seines Geschäfts und dessen grenzenlosen Wachstums werden. Anstatt dem kapitalistischen Geiste durch seine Betriebe zu steuern, muß er sich selbst damit erfüllen, muß er selbst kapitalistischer Unternehmer werden und so die Herrschaft dieses Geistes nur noch mit einem Plus von Autorität umkleiden. Soweit seine sozialpolitische Gesetzgebung über das Ziel hinausgehen möchte, die Arbeitskräfte bloß im Sinne des ökonomischen Prinzips möglichst zu schonen, ist ihm dies also durch seine eigene Natur als Unternehmer unmöglich gemacht. Eben darum behält das radikal-sozialdemokratische Urteil, daß alle Sozialgesetzgebung dem Kapitalismus gegenüber prinzipiell ohnmächtig sei und nur als vorläufiges Surrogat angesehen werden könne, ja in gewissem Sinne die Lebensdauer dieser Ordnung nur verlängere, — im Grunde sein inneres Recht. Diese konstitutive Ohnmacht des Staates unter der Herrschaft des Bourgeoistypus und seines Geistes wird aber durch einen wichtigen Umstand noch vervollständigt. Die Gruppen und Kreise, welche sozialpolitische Gesetze und Maßregeln nicht als Etwas empfinden und gelten lassen wollen, was die Masse und ihre Drohungen dem Staate von unten her abzwingt und abringt, sondern als ein Werk freier, spontaner Staatstätigkeit ansehen, das purem staatlichen Pflichtbewußtsein zu entquellen habe ‹z. B. die Konservativen vor und während Stöckers Einfluß›, sind — obzwar sie von hause aus dem Bourgeoistypus biologisch und historisch nicht angehören — im Laufe des Fortgangs der jüngsten kapitalistischen Entwickelung gleichfalls so stark vom »Geiste«

dieses Typus angesteckt worden, daß eine spontane Sozialpolitik durch sie immer aussichtsloser erscheint. Um sich selbst zu erhalten, wurden sie zwar nicht Diener der Bourgeoisie als Klasse — im Gegenteil ihre grimmigsten Feinde —, aber doch Diener ihres Geistes, und dies mitten im Kampfe gegen sie als Klasse. Durch die Vermittlung der vorbildlichen Wirksamkeit von industrialistischen Unternehmertypen, wie sie z. B. in Deutschland in der Reichspartei und in dem rechten Flügel des Nationalliberalismus vertreten sind, und hinsichtlich der Lebensführung und der Lebensgewohnheiten durch Nachahmung des aus der Bourgeoisie aufgestiegenen Adels, durch Verheiratung und Verschwägerung mit der Haute-Finance, durch innere Anpassung an einen kapitalistisch beseelten Staat in ihrem Dienste an diesen als Beamte und Offiziere, durch die steigende Angliederung von Industrien an den Grundbesitz und die formale Erfüllung auch der landwirtschaftlichen Erwerbstätigkeit mit dem kapitalistischen Geist, besonders des hier unökonomischen Großbetriebs, — haben sie längst das historisch-traditionelle Rückgrat verloren, das ein auch nur einigermaßen erfolgreicher Kampf gegen den Geist des Kapitalismus voraussetzen würde. Die Ziele dieser Gruppen haben sich immer mehr auf die Erhaltung der Reste ihrer politischen Macht und Vorrangstellung und zwar zum Zwecke, *ihren* eigenen, längst kapitalistisch gewordenen Willen und Geist möglichst einseitig und widerstandslos gegen die »Konkurrenz« der übrigen Klassen durchzusetzen, zusammengezogen, wogegen ein resolutes Abtun dieses Willens und Geistes selbst für sie gar nicht mehr in Frage tritt. Jeder Versuch gegen diese Tendenz, einen sogenannten »Kulturkonservativismus« zu begründen, muß gegenüber obigen Tatsachen kläglich scheitern. *Echten* »Kulturkonservativismus« begegnet man heute nur mehr — unter dem Strich der Frankfurter Zeitung, was über dem Striche figuriert, steht freilich dazu meist in einem fast burlesken Widerstreit. Die Dandys aber, die heute dem Konservativismus »geistige« Grundlagen zu geben wünschen und von ihrer plötzlichen Entdeckung des Wertes guter Manieren und Manschetten, die keine Röllchen sind, bis zur Annahme der sogenannten ‹nicht existierenden› »konservativen Weltanschauung« ‹die sie doch erst zu »machen« wünschen› fortschritten, sind die lächerlichsten Erscheinungen unserer Zeit. Die Erfüllung der einzigen Gruppen, deren biopsy-

chischer Typus und deren historische Traditionswerte noch einen resoluten Kampf gegen den Kapitalismus erwarten ließen, mit kapitalistischem Geist und Ethos, ist aber nur ein Beispiel für die Durchsetzung eines der bedeutungsvollsten Tendenzen, welche die gesamte welthistorische Entfaltung jenes Kultursystems beherrscht. Diese »Tendenz« besteht darin, daß die ursprünglich aus Ressentiment geborenen Wertschätzungssysteme der Massen und der älteren Unterschichten der europäischen Völkerwelt — wir dürfen auch sagen, die ihrem Wesen nach »demokratistischen« Wertschätzungen überhaupt —, im Laufe der historischen Entfaltung ihrer faktischen Realisierung in der kapitalistischen Ordnung, immer weniger die Wertschätzungen der jeweiligen faktischen Mehrheiten und der »Demokratie« und immer mehr die Wertschätzungen der faktisch herrschenden Aristokratien und ihrer Minderheiten geworden sind. Scheiden wir daher überall aufs schärfste: »Demokratistische Wertschätzung«, »demokratistisches Ethos« und jeweilig bestehende ‹politische und soziale› Demokratie, »aristokratistische Wertschätzung« ‹als Wertschätzungsart› und die jeweils herrschende Aristokratie. Dort zwei Wesensarten von Wertschätzungen, entsprechend zweier menschlicher Vital-typen, Herren-moral, Sklaven-moral! Hier zwei bestehende faktische Volksschichten: Faktisch beherrschte Mehrheit, faktisch herrschende Minderheit. Diese Scheidung schließt es natürlich nicht im mindesten aus, daß eine faktisch herrschende Aristokratie und Minorität mehr und mehr zum Träger demokratistischer Wertschätzungen wird ‹teils durch Aufsteigen des minderwertigen Vitaltypus in die herrschende Minorität, teils durch Ansteckung der Vertreter des höherwertigen Typus in dieser Minorität mit deren Geist›, und auch nicht aus, daß sich eine bestehende Demokratie und Mehrheit immer weniger mit demokratistischer Wertschätzung erfüllt zeigt. Der eigentliche Kern- und Springpunkt dessen, was wir Umbildung des vorkapitalistischen Geistes in den kapitalistischen Geist, langsamen Sieg der Sklavenmoral über die Herrenmoral nennen, liegt nun aber faktisch gerade darin, daß die herrschenden Minoritäten immer mehr mit demokratischem Ethos erfüllt wurden: Durchaus also liegt er nicht in der Kette von Revolutionen und Massenbewegungen, welche die moderne Geschichte, soweit sie sich im Spielraum der bourgeoisen Erlebnis-

struktur befindet, gegen jene herrschenden Minoritäten kennt. Nicht der Schrei nach Freiheit und Gleichheit, der nur an der Oberfläche liegt, sondern das Suchen nach einer der Herrschaft würdigen Minorität ist die tiefste Seele dieser Bewegungen. Herrschaft ist nach einem soziologischen Grundgesetz, das Wiesner treffend das »Gesetz der kleinen Zahl« genannt hat, stets und überall Funktion der Minorität ‹z. B. auch innerhalb der demokratischen Bewegung selbst›. Mit Recht hat R. Michels in seinem trefflichen Buche über die »oligarchischen Tendenzen« innerhalb der modernen Demokratie mit Aufbietung eines reichen Materials darauf hingewiesen, daß mit der Ausdehnung der demokratischen Bewegung das Mehrheitsprinzip innerhalb der Bewegung selbst steigend zu schanden wird. Aber dieses ganz allgemeine Gesetz sagt noch gar nichts darüber aus, ob demokratischer Sklavengeist oder aristokratischer Herrengeist diese »Kleine Zahl« erfülle. Der innere und durchgreifende Sieg der Sklavenmoral in den Jahrhunderten der Bürgerherrschaft besteht also z. B. darin, daß die Moral der »Armen« ‹Sparsamsein! Reichwerden! Wenig Kinder haben! Sichanpassen, Schlausein! usw.› zur Moral der faktisch Reichen, eben der herrschenden Minorität wurde. Wäre diese demokratistische Moral jene der beherrschten großen Zahl geblieben und nicht eben gerade zur Moral der herrschenden »kleinen Zahl« geworden, so könnte man ja gerade nie und nimmer von einem Sklavenaufstand in der Moral bzw. von einem Aufstand der minderwertigen Wertschätzungssysteme über die höherwertigen Wertschätzungssysteme reden. Denn stets und immer bestimmt eine notwendig »kleine Zahl« der Herrschenden, welche Wertschätzungssysteme zu »herrschenden« werden. Die Tatsache erst, daß die biologisch minderwertigen Wertschätzungssysteme zu jenen der herrschenden Minorität wurden, macht die »Revolution« selbst zu einer Art konstanter Einrichtung im Ablauf der modernen Staatsentwicklung. Eben daß der Staat ‹als soziologische Realität› in die Herrschaft des minderwertigen Vitaltypus kam oder doch seiner Wertschätzungen — und immer mehr und mehr kommt —, das ist ein Hauptzug in jener inneren, lautlosen Umbildung, die hinter allen gewaltsamen Revolutionen und Massenbewegungen liegt. Die Idee eines »Rechtes auf Revolution« — unsinnig, wo die herrschende Minorität

mit seigneuralem Geist erfüllt ist — gewinnt erst unter der Herrschaft des Bourgeois ihre tiefe Rechtfertigung.

Ist von der sozialdemokratischen Bewegung und der Sozialpolitik kein endgültiger Niedergang des kapitalistischen Geistes zu erwarten, so berührt nach unserer Meinung Sombart in seinen letzten Seiten allerdings die einzig mögliche endgültige Lösung der Frage nach der Zukunft des Kapitalismus von ferne, wenn er auf die Bedeutung des Bevölkerungsproblems für die Frage hinweist. Aber in einem sonderbaren Widerspruch zu seinen Aufstellungen über die letzten Ursachen des kapitalistischen Geistes erwartet er schon von einem konstant werdenden Rückgang der Geburtenziffer ‹bei begrenzter Abnahme der Sterblichkeit› und schließlich der Volksvermehrung überhaupt eine »Verzappelung des Riesen«. Wäre Sombart ähnlich wie z. B. W. Rathenau ‹s. »Kritik der Zeit«› der Meinung, daß der Kapitalismus als Ganzes eine Folgeerscheinung der steigenden Volksvermehrung zu Beginn und im Laufe der Neuzeit sei — nicht also einer prinzipiellen Änderung der ökonomischen Motivationsstruktur —, so wäre auch die Bemerkung wohl begreiflich, daß er im selben Maße abnehmen müßte, als diese Ursache zu wirken aufhört. Nicht aber ist diese gerechtfertigt, wenn — wie Sombart richtig annimmt — die Herrschaft eines bestimmten qualitativen, biopsychischen Typus Mensch seine wahre Wurzel ausmacht. Bevölkerungsrückgang könnte in diesem Falle doch nur die Wirkung haben, daß durch steigenden Mangel an Arbeitskräften und an Konsumentenbedarf die Dimensionen der ökonomischen Leistungen des Kapitalismus zusammenschrumpften, ohne daß sich an der kapitalistischen Ordnung selbst und dem »Geiste«, der sie trägt, irgend etwas änderte. Ja, die durch den Bevölkerungsrückgang bedingte Erschwerung der nationalen Konkurrenz mit den slavischen Völkerschaften, die jener Tendenz zur Abnahme der Bevölkerung nicht unterliegen, könnte höchstens den kapitalistischen Geist noch gewaltig steigern. Eben da — wie Sombart treffend sagt — ein galizischer Jude mit demselben oder noch größerem Aufwand kapitalistischen Geistes als ein Berliner Bankdirektor, der Tausende verdient, etwa 5—10 M täglich verdient, ist mit der Verkleinerung der Effekte der in diesem Geiste geführten Unternehmung dieser Geist selbst in Nichts veringert. Es kann daher nur die qualitative Seite des Be-

völkerungsproblems, nicht seine quantitative sein, die für die dauernde Aufrechthaltung oder den Untergang des Kapitalismus in Frage kommen kann. Und darum ist die Frage: Gibt es in den faktischen Tendenzen der qualitativen Bevölkerungsbewegung, also in der Art ihrer jeweiligen Neuzusammensetzung aus der Fortpflanzungssumme der beiden biopsychischen Typen Gründe und Garantien, die ein Aussterben oder eine Zurückdrängung des Typus homo erwarten lassen, der Träger des kapitalistischen Geistes ist?

Diese Frage ist unseres Erachtens zu bejahen. Denn es ist ein inneres Gesetz des Bourgeoistypus selbst, daß eben die Grundeigenschaften, die ihn innerhalb der kapitalistischen Ordnung als Unternehmer, Händler usw. reussieren lassen, im selben Maße als sie vorhanden sind, auch seine verringerte Fortpflanzung und damit die Verringerung der Übertragung der charakterologischen Erbwerte, die die Anlagen zum kapitalistischen Geist ausmachen, zur notwendigen Folge haben. Mit Recht haben J. Wolf und andere, den eigenartigen Parallelismus von steigender Wohlhabenheit und verringerter Kinderzahl, der durchaus keine universalhistorische Erscheinung ist ‹völlig umgekehrt z. B. bei den Chinesen, nicht vorhanden beim deutschen Adel usw.› auf eine identische Ursache beider Erscheinungen zurückgeführt: auf die Rechenhaftigkeit der seelischen Grundeinstellung auf Welt und Leben überhaupt. Eben diese Rechenhaftigkeit hat gleichzeitig das wirtschaftliche Emporkommen und den verminderten Fortpflanzungswillen, resp. die sinkende Kinderzahl der rechenhafteren Elemente zur Folge. Die Anlage zu dieser Rechenhaftigkeit aber ist ohne Zweifel — nach früher Gesagtem — selbst ein Erbwert und gebunden an den geringerwertigen Vitaltypus. Auch diese Anlage wird also durch die geringere Fortpflanzung des rechenhaften Typus mehr und mehr ausgeschaltet —, eben damit aber dieser Typus Mensch überhaupt. Diesem »angsthaften«, »rechenhaften« Typus steht der »gläubige«, der »vital vertrauensvolle« und »muthafte« Typus gegenüber. Sage ich der »gläubige«, so denke ich nicht etwa an die Angehörigen des orthodoxen Kirchenglaubens. Es ist ja eben ein bestimmter Vitaltypus, von dem hier als Einheit die Rede ist, und der sich als solcher niemals decken kann mit einer bestimmten realen Gemeinschaft, der sich also in allen Arten und

Formen der Gemeinschaft, freilich in sehr verschiedenem Maße, findet. Freilich besteht die unbestreitbare Tatsache, daß die religiös-gläubigen katholischen und protestantischen Volksschichten, und unter ihnen wieder die katholischen voran, nicht den gleichen Rückgang der Geburtenziffer aufweisen wie die ungläubigen, und es besteht die Tatsache, daß eben diese Schichten relativ unkapitalistischen Geistes sind. Die sogen. »Rückständigkeit der Katholiken« (»Rückständigkeit« natürlich nur gemessen an den Werten des kapitalistischen Ethos) beweist es deutlich genug. Aber diesen Vorrang verdanken die kirchengläubigen Schichten nicht — wie sich dies die kirchlichen Parteien gerne pro domo konstruieren — dem besonderen Inhalt ihres Glaubens oder der Zugkraft des Moralsatzes »Seid fruchtbar und mehret Euch« oder dem Kampfe des Beichtvaters gegen die empfängnisvorbeugenden Mittel usw. — sondern umgekehrt ist es die Zugehörigkeit der Kernschichten der orthodox Gläubigen zu dem Vitaltypus vorwiegend gläubiger, vertrauensvoller Lebenseinstellung, welche zur Folge hat, daß sie auch kirchlich-gläubig blieben und daß sie eben diese der Fortpflanzung günstige »Moral« besitzen. Andrerseits hat dieser innere Zusammenhang zur Folge, daß auch all jenen Weltanschauungsfaktoren, die innerhalb der katholischen Kirche dem Kapitalismus noch entgegenzuarbeiten vermögen, durch die relativ größere Vermehrung ihrer Träger steigender Sieg verheißen ist.

Für die langsame Ausschaltung des bourgeoisen Typus gibt es gleichsam einen weithin sichtbaren Index: das ist die von Teilhaber kürzlich aufgewiesene Tatsache des Aussterbens der deutschen Juden, und zwar im Maße, als sie innerhalb des Kapitalismus führende Stellungen gewannen und gleichzeitig aus der geheimnisvollen Schutzsphäre der jüdischen Familientradition heraustraten. An diesem jüdischen Typus — der tapfere und edle Zionismus stellt ihm mit dem innersten Rechte der Erhaltungswürdigkeit des großen, begabten Volkes heute einen anderen schroff entgegen und bedrängt ihn bis tief in seine Ehre und sein Gewissen hinein, blutig oft und doch gerecht — vollzieht sich zeitlich zuerst und im kleinen das tragische Geschick, was sich am bourgeoisen Typus überhaupt vollziehen wird: daß er mit all seinen Erbanlagen mitten in der steigenden Gewinnung der kapitalistischen Macht, mitten im ökonomischen Siege

zugrundegeht und der steigenden Ausschaltung aus der Geschichte verfällt.

Diese Tendenz auf Ausschaltung des Typus, der den kapitalistischen Geist trägt, behält ihre führende Kraft auch trotz aller Komplikationen, die durch das Nachdrängen der sozialen Unterschichten auf die leer gewordenen Stellen der Stufenleiter von Besitz und Wohlhabenheit (resp. das Nachdrängen der slavischen Judenmassen), das Nachdrängen der slavischen Arbeitskräfte für den Bevölkerungsrückgang in der Industriearbeiterschaft zuhänden der Unternehmer, entstehen mögen. Denn alle diese nachdrängenden Massen sind zugleich Träger eines sich immer vermindernden kapitalistischen Geistes. Nicht darin besteht ja die qualitative Grundtendenz der Bevölkerungsbewegung, daß nur führende kapitalistische Schichten mehr und mehr ausgeschaltet werden! Diese Schichten könnten ja beliebig ersetzt werden. Und das hätte für den Fortbestand des Kapitalismus keine Bedeutung. Darin vielmehr besteht sie, daß schon die Erbwerte, die »Anlagen« zu diesem Geiste bedeuten, und damit der Typus, der Träger dieses Geistes ist, immer stärker der Ausschaltung verfällt.

Hierin allein sehen wir die letzte Garantie für die »Verzappelung des Riesen«. Die ganze Fülle der speziellen Erscheinungen, die gegenwärtig das Gleiche anzeigen und einleiten, sind von dieser Tatsache abgeleitet. Und alle ethische und politische Sollensorientierung, die den Prozeß jener Verzappelung beschleunigen kann, kann nur innerhalb des Rahmens dieses, unserem Willen entzogenen, notwendigen Prozesses ihre Bedeutung besitzen.

An solchen Erscheinungen ist das gegenwärtige Leben überreich. Nicht nur die innere Bureaukratisierung der Unternehmungen, auf die Sombart mit Recht hinweist, und die damit einhergehende Bildung einer neuen Klasse der »Privatangestellten«, sondern mehr noch die neue Selbstauffassung der Unternehmer als Leiter und Führer der nationalen wirtschaftlichen Arbeit, ich möchte fast sagen als oberste Aufsichtsbeamte des Güterumlaufs und der Güterproduktion, sind innerhalb des Wirtschaftslebens solche Erscheinungen. Die Scham, ja der Ekel am bloßen Reichtum, zuerst erwachsen an der Disproportionalität seiner Größe zu der möglichen Genußfähigkeit, sogar der Familie bis in die fernsten Glieder von Enkel und Urenkel — das

Gefühl des Widerstandes gegen die allzu großen Kuchen — verbreitet sich unter den führenden Schichten des Wirtschaftslebens mehr und mehr. Hierin dürfte den Stellungnahmen und Ideen Walter Rathenaus nicht bloß eine individuelle, sondern eine typische Bedeutung zukommen.

Noch zukunftsverheißender aber erscheinen uns die Gesamtheit der heutigen Bewegungen, die sich außerhalb des Wirtschaftslebens vollziehen und die seine gesamte Bedeutung im Leben des Menschen überhaupt zurückzudrängen streben. In ihnen erhebt an erster Stelle der neue Typus Mensch — noch schüchtern genug — sein Haupt, der Typus, der durch die kapitalistische Epoche verdrängt war.

Zu allererst haben schon unsere tiefsten Sorgen heute gegenüber jenen unserer Väter eine neue Richtung angenommen. Sie haben sich vom sozialökonomischen Gegensatz Arm und Reich, der sich langsam aber auf sicherem Wege auszugleichen beginnt, immer stärker den Fragen zugewandt, welche die Vitalität, die Volks- und Rassengesundheit in physischer und psychischer Hinsicht betreffen. Die Tuberkulose beginnt uns als ein größeres Übel zu erscheinen als die noch vorhandene Armut. Die Wohnungsfrage und die Verlegung der Wohnstätten an die Peripherie der Städte, auch für den minder bemittelten Teil der Bevölkerung gewinnt die Bedeutung, die sie nicht nur wieder als Funktion ökonomischer Besitzunterschiede hat, die ihr vielmehr selbständig als Frage der Gesundheit und einer natürlicheren Lebensführung zukommt. In den mannigfaltigen Arten von Jugendbewegungen, vom Wandervogel bis in den Deutschen Jugendbund hinauf, in der neuen Liebe der Jugend zu Natur und Sport, in der steigenden Verachtung purer Kopfbildung und des Intellektualismus, in der schon in der äußeren Erscheinung sorgfältigeren und strafferen Haltung der Jugend, in der Zurückdrängung jener Art von Romantik und Phantastik, auf die bei ihren Vätern so rasch das äußerste Philisterium zu folgen pflegte, zugunsten einer mutigen, realistischen Lebenseinstellung, in dem starken Vorwiegen ihres politischen Interesses gegenüber dem sozialökonomischen ihrer Väter, in ihrem ernsteren und freieren, untersuchenden Verhältnis zu den religiösen Fragen — was wäre ihr noch ein Haeckel oder Ostwald? — nicht zuletzt in der Wandlung ihrer geschlechtlichen Liebesideale ins Freiere gegenüber Tradition, Konvention, elterliche

und sonstigere Autorität und gleichzeitig ins Gebundenere gegenüber dem eigenen Gewissen, — liegen Ansatzpunkte, die eine starke Umbildung des künftig zur Führung der öffentlichen Angelegenheiten berufenen Typus erwarten lassen. Diese Charakterzüge der neuen Jugend sind nicht auf Deutschland beschränkt. In Frankreich z. B. berichten kundige Beobachter dieselbe Umformung, die in der Studenten-Bewegung gegen die in gelehrten Positivismus eingetrocknete Sorbonne bereits kräftig zur Geltung kam. Auch in der werdenden Weltanschauung der Jugend sind die geistigen Ermüdungserscheinungen des Skeptizismus, des Relativismus, des Historismus, des Herumwühlens im eigenen Ich, zurückgetreten und ist die Richtung auf unmittelbaren Erlebniskontakt mit den Sachen selbst, auf absolute Einsicht, die Tatkraft und Charakter stählt, auf expansive Hingabe an die Welt in kräftigem Fortschritt begriffen. Diese Wandlungen sind eben darum hoffnungserweckend, weil sie nicht auf bestimmte soziale Klassen oder Parteien beschränkt sind, sondern alle Klassen mit ihrem neuen Geiste durchdringen. Handelt es sich bei der Überwindung des Kapitalismus um die Verdrängung eines bestimmten Typus und seiner Ideale aus der Herrschaft, so ist ja auch nur von solchen Wandlungen und nicht vom Siege einer bestimmten »Klasse« oder »Partei« irgend etwas zu erwarten.

Neben der Erscheinung der »neuen Jugend« äußert sich die antikapitalistische Bewegung an erster Stelle in dem neuen Ernste, mit dem die Fragen der geschlechtlichen Liebeswahl und der geschlechtlichen Moral ergriffen werden. Eine der Wurzeln des Kapitalismus war historisch die wahllose Vermischung des vital edlen Typus mit dem gemeinen, sei es aus Nützlichkeits-, sei es aus Interessen bloßen sinnlichen Reizes. Wie stark der Luxusbedarf und -Geschmack des »Weibchens«, das sich parallel mit der Zurückdrängung der älteren »Standesehe« und der Entfaltung der Klassen- und Geldehe in allen möglichen sozialen Formen von der Kurtisane bis zur Straßendirne parasitär ausbreitete, die kapitalistische Entfaltung noch außer dem Blutverderb jener Wahlarten beschleunigt und gefördert hat, hat Sombart in seinem »Luxus und Kapitalismus« dokumentarisch gezeigt. Wahllose Sinnlichkeit und Geschäftsgeist aber entsprechen sich und fördern sich gegenseitig, damit auch Geldehe und Dirnentum. Der »Bourgeois« ist als Typus

Träger des Ethos, das beides immer neu erzeugt. Nur zu rascher punktueller Befriedigung seiner sinnlichen Launen, nicht zur Liebe läßt ihm das »Geschäft« Zeit. Und Luxus und Raffinement sollen ihm die tieferen Freuden der Treue ersetzen. Die gegenwärtige europäische Bewegung ist darauf gerichtet, diesen inneren, eisernen Zusammenhang zu durchbrechen. Sie tut es, indem sie von beiden Seiten her, von oben und von unten gleichsam der Moral der Väter widerspricht. Sie scheidet innerhalb der formell ehelosen und ehelichen Beziehungen zwischen »schlechten« und »guten«, anständigen und unanständigen, sie gibt der Liebeswahl den Ernst und die Verantwortlichkeit und die von bürgerlicher Geschäfts- und Spaßmoral ‹sei sie christlich oder atheistisch drapiert› unabhängige Freiheit zurück. Aber sie wendet sich auch ‹in ihrem tieferen Kerne› voll Ekel ab gegen das vielbedeutsame, eine ganze Weltanschauung symbolisierende Salon oder Stammtischlächeln der »Bürger«, wenn die Rede auf »diesen Punkt« kommt, ja nicht einmal voll Ekel mehr, sondern voll Langweile ab, »dieser Punkt« ist nicht mehr »dieser Punkt«, sondern eine ernste Sache, der man ins Gesicht sieht und die man prüft. Von den Sprüngen und dem Singsang der kleinen Mädchen, die in der Phantasie der lieben Väter eine so große Rolle spielten, von Ehebruchskomödie und analogen »kleinen Scherzen« wendet man sich ab. Die Behandlung der Faktoren, welche die qualitative Zusammensetzung der künftigen Generation bestimmen, hat aufgehört, entweder eine »Geschäftsfrage« oder ein »kleiner Scherz« zu sein. Wie sind doch umgekehrt gegenüber diesen Fragen die gewichtigen Ernstfalten, mit denen die lieben Väter am Lendemain eine neue Transaktion behandelten, zu »kleinen Scherzen« herabgesunken — nicht überhaupt und in ihrer Sphäre, aber gegenüber der ungeheuren Frage, mit welchem Weibe ich mich vermischen darf und soll! —

Das Aufatmen vom Druck des Kapitalismus ist nicht minder deutlich zu spüren in der inneren Verhältnis-Lage von geistiger Kulturtätigkeit zur erwerbstreibenden Gesellschaft. Inhaltlich erklären die Führer der geistigen Bewegung dies Negative jedenfalls übereinstimmend, daß Welt und Seele keine komplizierten Maschinen sind — sei es mit oder ohne rechnenden »Subjekten« — sondern daß die Weltbilder der neueren Philosophie in ihrem Kerne nur zweckmäßige Projektionen bürger-

licher Beschäftigungen sind — auf eine Welt, die in unendlicher Qualitätenfülle und Regsamkeit vor den jungen, staunenden Augen derer liegen darf, die es wagen, sich über die Nützlichkeitszwecke der Bürger hinaus ihr fromm und demütig hinzugeben. In soziologischer Hinsicht aber werden die Dichter, die Künstler, die Forscher sich allmählich immer klarer der unbewußten Form der Versklavung an den Bürgergeschmack bewußt, die sie in Stoffwahl, in Stil, in Darstellungsform, resp. in den Methoden des Denkens und der Beobachtung, ‹sei es diesem Geschmack und dieser Einstellung des Bürgertypus folgend, oder zu ihm im bloßen Widerspruch, eine nicht geringere Abhängigkeit› dadurch unterworfen waren, daß sie in seinem Kreise lebten und sich von ihm ernähren ließen — oder innerhalb der staatlichen Kultur-Institutionen, die der Typ in seinen Händen hält. Sie lernen demütig erkennen, daß kein Geist und kein Gewissen so stark und frei ist, daß sie sich nicht irgendwie ‹und doppelt schlimm, wenn es heimlich und unbewußt geschieht!› unter dem Geiste derer heimlich beugten, die seinen Leib ernähren. Und die Tapferen ziehen daraus die Konsequenzen: I. Axiom: So wenig ich als Produzierender irgend eines Werkes geistiger Kultur der ökonomischen Sozietät irgend Etwas schulde, so wenig schuldet sie mir irgend etwas für das, was ich hervorbringe. II. Axiom: Da ich unabhängig von dieser meiner Produktion aber Mitglied eben dieser ökonomischen Sozietät bin, so habe ich auch die Pflicht, mich auf eine neben meiner Kulturtätigkeit einhergehende Weise auf ehrliche Art zu ernähren.

Ich weiß sehr gut, daß die äußerst mannigfachen Wege der technischen Durchführung dieser »Axiome« zum Teil noch wenig beschritten, z. T. aber auch noch wenig geöffnet sind. Wir kommen auf diese technische Seite der Sache ein andermal zurück; daß aber diese Axiome wie Feuer in den Seelen der kulturtätigen Jugend glimmen und daß dieses Feuer sich auch seinen Willen und seine Kraft schaffen wird, — dies weiß ich! Nach dem erstaunlichen ethischen Vorbild einer inneren und letzten Unabhängigkeit vom Kapitalismus, das Stefan George und sein Kreis zuerst in einer Zeit gaben, da die öffentlichen Verhältnisse noch weit ungünstiger als heute lagen, — wir reden hier nicht von seiner Kunst — formieren sich gegenwärtig eine ganze Reihe analoger, von den geistigen Grundhaltungen starker

Persönlichkeiten zusammengefaßter Gemeinschaftsbildungen in Kunst und Wissenschaft, in denen diese neue Kultur-Gesinnung still und lautlos sich heranbildet. Sie werden sich noch lange von den offiziellen und öffentlichen, der Pflege geistiger Kultur gewidmeten Instituten ferne halten müssen — so freundlich immer die Beziehungen zu Personen, die jenen angehören, sein mögen — bis sie auch diese mit ihrem Wesen und Geiste durchsäuern dürfen. Von parteilosen Minoritäten solcher Art, welche schon die einteilenden Kategorien des heutigen offiziellen Kulturpöbels plus der als »Negativ« notwendig dazugehörigen Massen- und Zeitungswelt strenge von sich zurückweisen, ist für eine wahre Überwindung des Kapitalismus als Kultursystem sehr viel mehr zu erwarten als von allen den Kämpfen, die innerhalb der Formierungen irgendwelcher politischer Parteien und Interessengruppen stattfinden, die ja doch alle vom Ethos des Kapitalismus umspannt, diese Tatsache um so weniger bemerken, je wilder sie untereinander aufeinander schlagen! —

Gehen wir nicht fehl, so beginnt auch der sogenannte »Siegeszug des Kapitalismus um die Welt«, der noch vor kurzem Außenseiter schon zum Monde schielen ließ, ja zu einer Geste des »Umsehens« uns hinter die Erdkugel führte, — ob es da noch irgend einen reinlichen Landfleck geben möchte, den der Bourgeois noch nicht beschmutzte, — seine innere Grenze zu finden. Mögen auch gewisse Schichten der Balkanstaaten, der Türkei, Egyptens, Persiens, besonders aber Chinas und Japans sich heute eifrigst bemühen, sich die europäischen positivistischen Wissenschaftsmethoden, die zugehörigen Methoden der Fabrikation und des Handels anzueignen und scheint die Universalisierung der kapitalistischen Mechanistik in nächster Nähe: Längst und schon seit Jahren wissen die edleren Vertreter dieser Volkstümer, daß diese Europäisierung nur die äußerste Hautlichkeit der Seele und des Lebens treffen kann und daß die rassemäßigen und aus der eigenen Geschichte jener Völker quellenden geistigen Grundeinstellungen in Religion, Ethos, Kunst — ja in allem, was zum Sinne des Lebens gehört, — dabei völlig unberührt bleiben, und nach einiger Vollendung jenes notwendigen Mechanisierungsprozesses und der durch ihn gewährleisteten, äußeren zivilisatorischen Verknüpfung der Völkerwelt der Erde, ihrer eigensten neuen Aufgaben harren. Und die Besten

dieser Länder wissen noch mehr: daß der »Geist«, der ihnen diese Sendboten Westeuropas als seine letzten Ausstrahlungen zuschickt, an seiner Wurzel, d. h. im Zentrum Westeuropas selbst, im langsamen Absterben begriffen ist. Jedes dieser Länder hat seine Dostojewskys, seine Solovjeffs, seine Tolstoys, die über die Europäisierungswut der heimischen Bürger-Massen ironisch lächeln, da sie wissen, daß jenes »alte Europa«, das zu ihnen kommt, in dem Augenblick zusammensinken wird, da jene Massen ihrer Völker über den Sieg jauchzen werden, es in ihrer Zivilisation Europa gleichgetan zu haben. Und das wahrhaft »junge Europa« steht dabei auf ihrer Seite! Schon zurzeit glauben nur noch die »Gebildeten« der südamerikanischen Staaten, einige Rumänen, Bulgaren, Serben und Jungtürken, daß der Fortschritt der »modernen Wissenschaft«, daß z. B. Physiologie und Experimentalpsychologie ihnen Aufschluß über metaphysische Fragen geben werden, über eben jene Fragen, auf die die landesüblichen Religionen antworten. Diese »Gebildeten« glauben das, was bei uns gegenwärtig noch die Masse glaubt und was die Gebildeten unter unseren Vätern vor ca. 100 Jahren glaubten. Die Zeit ist nicht ferne, wo solche Dinge nur mehr die Australneger glauben werden.

Max Scheler.

EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN

DER DÄMON IM TRAUM

Doch nichts
Ungeheuerer, als der Mensch.

»Was siehst du?« fragte der Dämon im Traum.

»Eine sehr lange Mauer«, sagte ich.

»Das ist«, erklärte er, »die Grenzmauer zwischen dem Land der Dinge und dem Land der Gedanken. Auf dieser Mauer leben wir. Sie kommt dir schmal vor, nicht wahr, und nicht recht wohnlich? Aber für uns ist sie breit und bequem genug. Und wir haben eben auch unsere Heimatsgefühle. Ja, ich möchte mir erlauben zu vermuten, daß sie besser sind als eure, die ihr euch in beiden Ländern heimisch glaubt und es in keinem seid.

Überhaupt ihr Menschen! Da tut ihr doch so, als sei diese Mauer nur eine Grenze und im übrigen gewissermaßen gar nicht da, und als könne man auf ihr weder hocken, wie ich jetzt eben drauf hocke, noch tanzen, wie du mich vor einem Augenblick drauf tanzen sahst. Daß ihr so törichtes Zeug meint, das kommt daher, weil ihr nichts von uns wißt. Und wenn man von uns nichts weiß, wie soll man da etwas von der Welt und gar von dem subtilsten ihrer Reiche, von dieser Mauer wissen?

Ihr wißt nichts von uns. Ihr »ahnt« nur etwas. Ach, eure Ahnungen! Sie tun allem Seienden Ekel an, Dingen und Gedanken und Dämonen. Da schießt so ein schleimiger Fangarm aus dem Dunkel an dich heran, an dir vorbei, pfui Mensch, wie unappetitlich! Ich wollte doch lieber ein krasser Baumstrunk sein und nur das Nötige erfahren, als ein ahnungsvolles Wesen wie ihr.

Ihr ahnt uns also. Aber wir wissen euch, bis auf den Grund und über den Grund hinaus. Wir wissen euch besser, als wir sonst etwas

wissen, und in einer anderen Weise. Ihr seid uns aber auch wichtiger als sonst etwas. Ja, ich gestehe es ungern, wir sind geradezu auf euch angewiesen. Denn wir leben von euch. Wir können die Kraft der Welt nur aus euch aufnehmen. Wir können alle Dinge nur durch euch genießen. Euer Erlebnis ist unsere Speise und wir haben keine andre.

Je stärker ihr lebt, desto stärker genießen wir. Was ihr lebt, geht uns nicht tief an; gleich gilt uns an euch Jubel und Zorn, Sünde und Heiligkeit, Heldentum und Verzweiflung. Aber ob ihr es stark oder schwach lebt, darauf kommt es uns an. Eure Mäßigkeit ist ein magerer Brocken und eure Mäßigung ein harter, der im Halse stecken bleibt. Aber wo so ein Kerl sich über die Welt entsetzt und wider sie anrennt und all ihre Begütigungen überrast und an der Wand der großen Stumpfheit zerschellt — oder wo so ein Kerl sich ingrimmig verliebt und holt immer neue und neue Kräfte aus seiner Maßlosigkeit hervor und läßt sie zu Verliebtheit werden, bis er wie ein hundertfältiges Feuerrad um die geträumte Axe kreist und in einem seligen Rauche aufprasselt: da schwelgen, da gedeihen wir.

Was ihr Inhalte nennt, das ist für uns nur eine bunte Abwechslung, eine angenehme Würze, nicht mehr. Es fällt uns nicht bei, einen Inhalt einem andern vorzuziehen. Ob ihr Wollust oder Politik, Geschäft oder Barmherzigkeit mit Leidenschaft treibt, das betrifft unseren Genuß nicht, es spielt nur um ihn. Aber wie kräftig eure Leidenschaft ist, daran hangen wir.

Ihr habt auch zu jedem Ja ein Nein und zu jedem Wert einen Unwert und Übergänge geschichtet von einem zum anderen, und das Ja nennt ihr gut und das Nein böse, oder umgekehrt, und kümmert euch sehr darum, ob eure Leidenschaft auf der Seite des Ja oder auf der Seite des Nein ist. Aber uns interessiert all das nicht allzusehr. Die Gaukelei macht uns Spaß, aber ich versichere dir, daß wir einem würdigen und gemessenen Edelmut unsere Achtung nicht anders zu bezeigen vermögen, als daß wir ihn nicht anrühren.

Nun mußt du aber nicht meinen, daß wir uns hier auf dieser Mauer vergnügen und behaglich zuwarten, was an erregter Menschengewalt zu uns aufsteigt. Da hätten wir ein karges Leben! Denn ihr

seid gewohnt, den »Gang der Dinge« gewähren und die Möglichkeiten in euch Möglichkeit bleiben zu lassen. Es ist anstrengend und unerquicklich, denkt ihr, alles aus sich herzugeben, und nicht einmal schön. So würdet ihr eure Chancen verschlafen, wenn wir nicht wären. Wir steigen zu euch nieder, wir werden zu Dingen oder zu Gedanken, um nicht aufzufallen, wir mischen uns unter euch und — wir »versuchen« euch. Eine humoristische Ausdrucksweise! Erst versuchen wir die Speise und wenn wir sie fad finden, machen wir uns an die »Versuchung«: damit die Speise schmackhaft wird. Wir hetzen eure Leidenschaft aus ihren Schlupfwinkeln auf. Wir blasen euer Fühlenkönnen zum Fühlen an. Wir aktualisieren euch. Natürlich um unsertwillen, aber gib mir zu, daß nebenbei was aus euch wird, während sonst —!

Es gibt allerlei Leute unter euch, die sich einbilden, man werde nur zur Sünde versucht. Das liegt an ihnen, mein Lieber: weil sie eben keine andere Kunst in sich ruhen haben als zu dem, was sie Sünde nennen. Aber in Wahrheit sind wir gar nicht spezialisiert: wir wollen, daß aus eurer Potentia Actus werde, nichts weiter, auf eure Spitzfindigkeiten lassen wir uns nicht ein.

Freilich, auch wir haben, ich darf es dir nicht verhehlen, unser schmerzliches Kapitel. Wir vertun uns in den Versuchungen. Menschen versuchen ist kein Kinderspiel. In jede neue Unternehmung springen wir kopfüber hinein und sie verschlingt uns mit allem, was wir haben und vermögen. Wir können wohl sagen, daß wir uns selber einsetzen, das magst du so wörtlich verstehen wie du willst, du wirst es immer noch nicht wörtlich genug verstanden haben. Nun ja, dann kommt der Genuß, aber auch der ist exklusiv und unerbittlich. Und wenn wir mit ihm fertig sind, sinken wir in uns zusammen. Das ist nicht wie euer Schlaf, es ist ein Zerstieben, Zersprühen, Weggewischtwerden. Es dauert, bis die Lust zu neuem Genuß über uns kommt und uns einsammelt. Da kannst du dir wohl denken, wie viel Zusammenhang in unserem Leben ist. Kaum daß von einem Abenteuer zum nächsten ein vages Bild im Gedächtnis verharrt! Wir fangen gleichsam immer wieder von neuem zu leben an, und es sieht ja auch immer wieder so aus, als ob es sich gewaltig verlohne, — aber das ist immerhin eine Streitfrage.

Wir fangen also immer wieder gleichsam von neuem an, aber an einen richtigen Anfang unseres Lebens können wir uns nicht erinnern. Ja, es will mir ernstlich scheinen, als hätten wir das in der Tat nicht, was man einen richtigen Anfang nennen möchte. Zuweilen kommt mir ein dumpfes Gefühl, als sei ich immer schon dagewesen. Aber ein Ende haben wir, das ist gewiß. Einmal kommt ein letzter Genuß, der mich verschlingt und nicht wieder herausgibt. Und bis dahin —! Wohl, es ist eine melancholische Glückseligkeit, ich kann es nicht leugnen.

Und einmal hat es auch einen unter uns gegeben, der . . . Menschlein, ich will es dir erzählen, obgleich ich dir kaum den ganzen Verstand dafür zutraue, denn es ist eine Geschichte mit langen Wurzeln, — aber du hast eine gute Art einen anzusehen, wie wenn du . . . gleichviel!

Der also war unzufrieden. Er sehnte sich nach Zusammenhang. Augenblicke — es widerte ihn vor Augenblicken, wenn man nicht aus einem in den andern aufrecht gehen konnte, aber da lag man und war weniger da als ein besoffener Mensch! Er wollte diesen närrischen Rhythmus von Macht und Hinfälligkeit nicht länger mitmachen. Nun mußt du nicht glauben, er hätte sich betragen wie eure berühmten Rebellen und irgendeinen Gott haranguiert. Als er gemerkt hatte, daß er nunmehr nicht länger mitmachen wollte, stand er auf und machte einen Schritt, aus der Zeit hinaus. Drüben setzte er sich wieder hin.

Da saß er nun und wurde von dem ganzen Spiel nicht mehr angerührt. Es gab keinen Genuß aber auch keine Leere mehr — denn wo die Zeit nicht mehr pocht, da ist keine Leere, sondern die Gestalt der Stille. Und er, der unzufrieden gewesen war, wuchs an Kraft, an Bindung, an Dauer. Er setzte Sicherheit an wie Jahresringe. Die Macht wurde immer fester in ihm, bis er inne ward, sie konnte nicht mehr erschlaffen. Nun war er ganz bei sich und ihn dünkte, daß die Welt ganz bei ihm sei. Du hättest ihn sehen sollen, wie er in die Zeit zurücktrat!

Er begann wieder die Menschen zu versuchen. Aber weil seine Kraft so groß geworden war, trieb jede seiner Versuchungen einen Menschen in sein Äußerstes. Ein Vermögen dieses Menschen wurde

zum Äußersten gesteigert, ein Verlangen zum Äußersten gespannt. Und das Äußerste des Menschen, das ist, du weißt es ja wohl, ein wunderliches Ding. Man sagt, es gebe wenige Dinge, die so wunlich sind. Das Äußerste des Menschen schafft. Das ist eine gefährliche Tätigkeit. Es schafft Art, Wesen, Unsterblichkeit. Es reißt den Menschen in Wahnsinn und Vernichtung, aber es schafft den äußersten Moment zur Ewigkeit um. Und es kann durch unseren Genuß nicht ausgeschöpft werden, seine tiefe Süßigkeit bleibt ungekostet, der ewig unzugängliche Rest.

Er, der zurückgekehrt war, hätte diesem Rest zum Trotz genießen können, ehe er aus der Zeit getreten war. Nun konnte er es nicht mehr. Nun war unter den Händen der Stille etwas in ihm geworden, das größer war als der Genuß: er spürte das Unausschöpfbare sich gegenüber, er litt, er glühte. Er war nicht mehr der unzufriedene Herr wie zuvor, er war unselig und gebannt. Und er wurde immer unseliger, je höher auf der Leiter des Schöpferischen seine Versuchungen langten. Seine Kraft, seine Fähigkeit zum Genuß erlahmte nicht, sie wuchs noch von Mal zu Mal ohne je zu erschlaffen; er ging aufrecht aus einem Abenteuer in das nächste; aber von Mal zu Mal fühlte er immer brennender den Rest. Immer läppischer erschien ihm der Genuß, der sich nur an der Intensität sättigen kann; immer gewaltiger verlangte es ihn nach dem Schauen. Den Rest fassen, die Qualität ergründen, sich des Schaffens bemächtigen, schauen! Aber schauen kann ein Dämon so wenig, als er schaffen kann.

Und während auf Erden das große Spiel meines Bruders ungeheure Verzückungen, ungeheure Triumphe, ungeheure Untergänge entzündete und die emporgetriebene Menschenseele ihre höchsten Taten tat, während ein riesenhaftes Brandopfer aus Aufruhr und Schönheit, Tyrannei und Gnade zum Versucher aufstieg, erkannte er: ‚Was ich genieße, ist nicht das Wesen; das Wesen ist mir entrückt; das Wesen ist diesem kleinen Menschen gegeben, mit dem ich spiele; indem ich mit ihm spiele, rufe ich in ihm das Wesen empor, mache ich in ihm das Wesen lebendig.' Und es erwachte aus ihm: ‚Ich will Mensch werden: Mensch, Spielzeug, Werk — ich will Unsterblichkeit — ich will die schaffende Seele!' Denn Unsterblichkeit, das merkte er, ist nichts anderes als die schaffende Seele.

Der Dämon in meinem Traum hatte sich verwandelt. Sein Grinsen war zu einem unbeholfenen Lächeln geworden, wie das erste Lächeln eines Menschenkindes, und seine erst schnarrende Stimme tönte nun wie die Stimme der Winzer, die ich einst die uralte Totenweise zu Worten eines Ernteliedes singen hörte. Da aber lockerte sich der Schlaf und die verschlungnen Welten entglitten einander.

Martin Buber.

DER SOHN

EIN DRAMA IN FÜNF AKTEN

(Fortsetzung)

ZWEITER AKT

ERSTE SZENE

Ein Tag später.
Der gleiche Raum. Die gleiche Stunde.
Der Sohn. Das Fräulein.

Der Sohn: Eine schöne Frau in unsrer Stadt hat sich das Leben genommen. Man sucht den Vierwaldstätter See ab mit Booten und mit Lichtern, aber ihre Leiche findet man nicht. Einige behaupten, sie sei nicht gestorben, sondern lebe noch. Ich erschaure, wenn ich das höre! Wird sie auferstehen von den Toten? Wie gleichgültig, ob ihr Mann eine Maitresse hat.

Ich konnte nicht schlafen die Nacht. So ging ich in den Park und legte mich ins Gebüsch unter den schweflig gelben Mond.

Welch ein Wind aus dem ungezügelten Raum hat diese Frau fortgerissen von ihrem Sessel in der Loge, wo man sie erblicken konnte, wöchentlich zweimal im Theater. In welche Finsternis ist sie geschwunden! Wer half ihr in der Not! Weiß jemand um die Tränen, eh ihr gekräuseltes Antlitz versank im See!

Das Fräulein: Sie hat zwei Kinder, ein kleines Mädchen.

Der Sohn: Deshalb kann sie nicht aufgehn in Staub oder Wasserdunst. Der Genius lebt weiter — ihr Kinder! Sie wird euch beistehn in der schmerzlichen Tageszeit. Wieviel Unvergängliches ist in uns

Als ich mich erhob vom Boden, schrie ein Vogel über dem Teich, da sah ich Ihre Brüste, weiß im Schatten des Gemachs.

Das Fräulein: Es war so schwül. Auch ich konnte nicht schlafen. Ich stand am Fenster lange Zeit.

Der Sohn: Und ich empfand auch Sie süß in meiner Heimat und fühlte mich in Ihrer Hut.

Das Fräulein: Wir sind schlecht. Wir sinken immer tiefer. Und Ihr Vater vertraut mir.

Der Sohn: Welche Wollust, ihn zu betrügen! Als ich Sie gestern in seinem Zimmer küßte, wie genoß ich dieses Glück. Und das Sofa, auf dem wir uns umarmten, hat meine Rache gespürt. Und die toten, höhnischen Möbel, vor denen mein Vater mich prügelt, haben alle, alle das Wunder gesehn. Ich bin nicht mehr der Verachtete. Ich werde Mensch!

Das Fräulein: Ihr Vater hat vielen, die in Not sind, geholfen. Wir müssen ihm dankbar sein! Oft, wenn die Nachtklingel durchs Haus schrillte, stand Ihr Vater auf und holte Wein aus dem Keller und eilte zu einem Kranken, der am Sterben war. Es geht ein Trost von ihm aus in der Dunkelheit des Todes und der Armut. Er hat mehr Gutes getan als wir.

Der Sohn: Ja Fräulein, und deshalb will ich mit ihm reden. Er muß mich hören, er muß mir helfen — er, der ein Arzt ist und am Bette von Tausenden steht. Sollte er den eignen Sohn in der Verzweiflung verlassen? Ich will ihm alles sagen, was mir auf der Seele ist. Ich will darauf bauen, daß meine Kraft stärker wird als sein Mißtrauen in all den Jahren. So will ich vor ihn hintreten: es tut not, daß wir uns fester aneinander halten, wieder einer am andern.

Lassen Sie mich noch Ihre Wärme fühlen, ehe der Frost des Wiedersehens mir am Herzen würgt. Könnt ich ihn überwinden! Durch Ihren Mund hörte ich die Stimme des Lebendigen und der Gnade. Doch werde ich versuchen, meinen Vater in Erhabenheit zu finden, wie der Gott der Freude mir in dieser Nacht verkündet ist. Die Rosse Achills sollen feurig vor meinen Wagen gespannt sein! Jetzt habe ich Mut alles zu tun, denn ich glaube an mich.

Das Fräulein: Deine Augen leuchten — wie schön ist diese Glut! Noch bist du bei mir, noch habe ich dich. Und weiß doch, daß ich dir nur eine kleine Spur bin im Garten des großen Gefühls. Komm, vielleicht hast du mich morgen schon vergessen. Und heute lieb ich dich so.

Der Sohn: Liebes Fräulein, laß mich bei dir sein diese Nacht. Ich will dich lieben! Erfülle, was kindliche Ehrfurcht noch scheu mir verhüllt hat. Dieser Tag des harrenden Schicksals muß in purpurnem

Glücke enden. Ihr Feuer am Himmel meiner Heimat! Ihr Hochöfen und ihr Pappeln! Vor azurner Helligkeit laßt mich zum Manne werden! Auch das muß ich besitzen, damit ich ganz erfahre, wes Geistes ich bin.

Das Fräulein: Mein kleiner Junge, komm zu mir, wenn es dich glücklich macht. Ich möchte dir so nahe sein! Ich streichle ja deine Hände, und wenn das geschieht, kann es nicht verloren gehn. Du sollst einmal voll Dankbarkeit an mich denken. Geh zu keiner andern Frau. Ich will für dich sorgen. Und bei mir darfst du alles tun.

Der Sohn: Sage, daß du mich liebst, dann brauch ich nichts mehr zu fürchten. Ich könnte dir eine Schlacht gewinnen. Ich will es, wenn ich vor meinem Vater bin.

Das Fräulein ‹streichelt ihn›: Und doch wie wenig wird das, was du in dieser Nacht tust, aus Liebe geschehn. Was weißt du vom Leiden und vom Opfertod! In dir ist das Männliche: Du wirst kämpfen. Ich wollte, du kämest wieder, zerrissen mit blutiger Stirn, dann würdest du erfahren, was eine Frau ist. Aber nein — du sollst siegen! Du liebst mich nicht, weil du mich liebst. Du mußt mich besitzen. Und weißt nicht, was ich für dich tue.

Der Sohn: Ich werde dich nicht berühren, wenn du es nicht willst.

Das Fräulein: Ich bin trotzdem bei dir. Liebt ich dich denn, wenn ich dir nicht ein Opfer brächte? Ich weiß, daß ich zu vielen Tränen verurteilt bin. Aber das muß wohl so sein. Welche schmerzliche Seligkeit auf der schwankenden Brücke der Lust!

Der Sohn: Ich werde jeden töten, der dich verletzt: und wäre es mein Vater.

Das Fräulein: Wie unverständig bist du und wie süß! In wieviel Stärke, wieviel Kühnheit stehst du vor mir. Ich muß dich küssen, mein kleiner, süßer Held. Daß Gott solche Jünglinge schuf! Denk an mich, wenn eine andere Frau dich so in ihren Armen hält. Und töte dich nicht — du wirst mir bald sehr wehe tun. Jetzt ist der Stern deines Wagens am höchsten mir zugekehrt, jetzt, wo du noch nichts geliebt und bald alles genossen hast. Diese Stunde kommt nicht wieder. Der Himmel soll dich behüten vor Traurigkeit.

Der Sohn: Heute Nacht — schwör mir, daß du kommst!

Das Fräulein: Ja, ich komme! Es muß doch ein Wesen sein auf der Welt, durch das sich zum erstenmal deine Seele ergießt. Ein Wesen, das dich beschützt, das dich begleitet zum Licht.

Der Sohn: Fräulein! Mir ist so schwer und dunkel. Da seh ich uns beide stehn in Wolken, mitten zwischen Erwartung und Schmerz. Sind wir nicht im Hause meines Vaters, das uns alt und feindlich umschließt? Und du redest zu mir schöne und fremde Worte wie nie zuvor. Kehrt das Rätsel wieder in des Träumenden düstre Gewalt? Ist Aladins Wunderlampe da im Märchen auf der Amme Knie? O Wunder, das Gott mir verheißen! Wie kann ich das deuten — heute ist eine Nacht und morgen ein Tag — werd ich die Sonne sehn, die uns alle umstrahlt?

Das Fräulein ⟨nach einer Weile leise und bitterlich⟩: Es gibt viele Sonnen, die wirst du sehn.

Der Sohn: Was kann ich denn für dich tun? Soll ich meinem Vater sagen, daß ich dich liebe?

Das Fräulein: Und was geschieht, wenn er es glaubt? Willst du mich mit dir nach Hamburg nehmen?

Der Sohn: Ja, Fräulein.

Das Fräulein: Ich fühl es, du hast Mut. Aber wer soll das Billett bezahlen?

Der Sohn: Kann man nicht zu Fuß hingehn? Jemand wird uns schon weiterhelfen. Es muß doch noch Menschen geben, wie im goldenen Zeitalter, die einander Brot reichen von Meer zu Meer. — Ich brauche meinen Vater nicht. Wenn ich sterben konnte ohne ihn, so werde ich doppelt ohne ihn leben können. Ein Geräusch deines Kleides, und ich betrete dies Haus nicht mehr.

Das Fräulein: Ja, du würdest mich entführen auf Sternschnuppen. Du glühst. Und wie verlegen wirst du sein, wenn dich der erste Portier nach unserem Namen fragt. Und wie ungeschickt, wenn du am Abend Butter und Brot kaufst. In welchem Traumland hast du gelebt! Du sprichst von Hamburg und denkst an Babylon und die Gewässer des Roten Meeres ...

Nein, sage deinem Vater nichts. Du wirst bald gehn, aber mich laß bleiben. Hier werde ich immer etwas haben, eine Kraft von dir, etwas Festes im Raum. Wenn ich nun fort müßte, wie unterirdisch

würde mein Schritt! Ich will den Tag erleben, der dich wiederbringt als Triumphator über all deine Kinderzeit. Die Wiesen und Bäume vor deinem Vaterhause — vielleicht fährst du vorüber und kehrst nicht ein — werden dir offenbaren, was du gelitten hast. Du wirst glücklich sein.

Der Sohn: Weshalb willst du nicht mit mir kommen?

Das Fräulein: Weil ich dich schon verloren habe, eh du es ahnst. Weil du mich verlassen mußt. Weil du leben und kämpfen wirst.

Der Sohn: So hilf mir!

Das Fräulein: Heute kann ich es noch. Morgen tut es ein andrer.

Der Sohn: Werde ich manchmal dich sehen auf meinem Wege? Wirst du mir erscheinen, körperlos am Rande der großen Alleen?

Das Fräulein: Wir vielen, die begnadet sind, können nicht verschwinden Einer in des Andern Herz. Im höchsten Gefühl erinnere dich des Wortes! Wer kann sagen, daß ein Schicksal zu Ende ist, und wo ist der Anfang unsres Sterns.

Der Sohn: Ein kindliches Gesicht steigt mir auf. Ich brachte meinem Vater Tulpen, als einst sein Geburtstag war. Er hob mich an seine Brust — da wußt ich, daß ich lebte, daß ich war.

Eine Gouvernante, deine Vorgängerin, schlug mich einmal, weil ich im Bette noch leise sang. Nun fühl ich es wieder.

Geburt und Dasein — O Seligkeit! Ich werde ewig — ewig sein —

(Er kniet vor sie hin.)

Das Fräulein (hält ihn): Alles flieht. Eins nur bleibt mir: Dein Glück. Und wenn ich dich jetzt noch fest in meinen Armen halte und du aufsiehst zu mir, so weiß ich — eine Botschaft des Lebens ist dir verkündet, deshalb bin ich hier.

Der Sohn: Ich werde dich nie verlassen.

Das Fräulein: Und wenn der Engel mich holt mit dem Schwert?

Der Sohn: Ich halte dich! Ich seh dich wieder! Ich zaubre dich aus den Veilchen des Acheron! Geliebte Frau, ich würde dich finden, morgen abend im Kino als Königin unerreichbar und erträumte schöne Kokotte in einem Pariser Montmartre-Lokal. Oh, daß ich dies erleben durfte! Die Welt wird immer herrlicher vor meinem Blick.

(Ein Wagen rollt, er springt auf.)

Das wird mein Vater sein... Komm zu mir diese Nacht... ich erwarte dich hier...

(er eilt zum Fenster)

Ein Wagen, der vorm Hause hält! Er ist es. Ich erkenne seinen Schritt. Nun mag es beginnen! Mit dieser Fülle im Herzen will ich ihm entgegengehn.

(Das Fräulein geht ab nach rechts. Der Sohn kommt zurück.)

ZWEITE SZENE

(Der Vater tritt ein.)

Der Sohn (geht ihm einen Schritt entgegen): Guten Abend, Papa!

Der Vater (sieht ihn an, ohne ihm die Hand zu reichen, eine Weile): Was hast du mir zu sagen?

Der Sohn: Ich habe mein Examen nicht bestanden. Diese Sorge ist vorbei.

Der Vater: Mehr weißt du nicht? Mußte ich deshalb zurückkehren?

Der Sohn: Ich bat dich darum — denn ich möchte mit dir reden, Papa.

Der Vater: So rede!

Der Sohn: Ich sehe in deinen Augen die Miene des Schaffotts. Ich fürchte, du wirst mich nicht verstehn.

Der Vater: Erwartest du noch ein Geschenk von mir, weil sich die Faulheit gerächt hat?

Der Sohn: Ich war nicht faul, Papa...

Der Vater (geht zum Bücherschrank und wirft höhnisch die Bücher um): Anstatt diesen Unsinn zu lesen, solltest du lieber deine Vokabeln lernen. Aber ich weiß schon — Ausflüchte haben dir nie gefehlt. Immer sind Andere schuld. Was tust du den ganzen Tag? Du singst und deklamierst — sogar im Garten und noch abends im Bett. Wielange willst du auf der Schulbank sitzen? All deine Freunde sind längst fort. Nur du bist der Tagedieb in meinem Haus.

Der Sohn ⟨geht hin zum Schrank und stellt die Bücher wieder auf⟩: Dein Zorn galt Heinrich von Kleist, ⟨er berührt das Buch zärtlich⟩ der hat dir nichts getan. — Welchen Maßstab legst du an!

Der Vater: Bist du schon Schiller oder Matkowsky? Meinst du, ich hörte dich nicht? Aber diese Bücher und Bilder werden verschwinden. Auch auf deine Freunde werde ich ein Auge werfen. Das geht nicht so weiter. Ich habe kein Geld gespart, um dir vorwärts zu helfen, ich habe dir Lehrer gehalten und Stunden geben lassen. Du bist eine Schande für mich!

Der Sohn: Was hab ich verbrochen? Hab ich Wechsel gefälscht?

Der Vater: Laß diese Phrasen. Du wirst meine Strenge fühlen, da du auf meine Güte nicht hörst.

Der Sohn: Papa, ich hatte anders gedacht, heute vor dir zu stehn. Fern von Güte und Strenge, auf jener Wage mit Männern, wo der Unterschied unseres Alters nicht mehr wiegt. Bitte, nimm mich ernst, denn ich weiß wohl, was ich sage! Du hast über meine Zukunft bestimmt. Ein Sessel blüht mir in Ehren auf einem Amtsgericht. Ich muß dir meine Ausgaben aufschreiben — ich weiß. Und die ewige Scheibe dieses Horizontes wird mich weiterkreisen, bis ich mich eines Tages versammeln darf zu meinen Vätern.

Ich gestehe, ich habe bis heute darüber nicht nachgedacht, denn die Spanne bis zum Ende meiner Schule erschien mir weiter als das ganze Leben. Nun aber bin ich durchgefallen — und ich begann zu sehn. Ich sah mehr als du, Papa, verzeih.

Der Vater: Welche Sprache!

Der Sohn: Eh du mich prügelst, bitte, hör mich zu Ende. Ich erinnre mich gut der Zeit, als du mich mit der Peitsche die griechische Grammatik gelehrt hast. Vor dem Schlaf im Nachthemd, da war mein Körper den Striemen näher! Ich weiß noch, wie du mich morgens überhörtest, kurz vor der Schule, in Angst und Verzweiflung mußt ich zu Hause lernen, wenn sie längst schon begonnen hatte. Wie oft hab ich mein Frühstück erbrochen, wenn ich blutig den langen Weg gerannt bin! Selbst die Lehrer hatten Mitleid und bestraften mich nicht mehr. Papa — ich habe alle Scham und Not ausgekostet. Und jetzt nimmst du mir meine Bücher und meine Freunde, und in kein Theater darf ich gehn, zu keinem Menschen

und in keine Stadt. Jetzt nimmst du mir von meinem Leben das Letzte und Ärmste, was ich noch habe.

Der Vater: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Sei froh, daß ich dich nicht längst aus dem Hause gejagt.

Der Sohn: Hättest du es getan, ich wäre ein Stück mehr Mensch, als ich bin.

Der Vater: Du bist noch mein Sohn, und ich muß die Verantwortung tragen. Was du später mit deinem Leben tust, geht mich nichts an. Heute habe ich zu sorgen, daß ein Mensch aus dir wird, der sein Brot verdient, der etwas leistet.

Der Sohn: Ich kenne deine Sorge, Papa! Du bewahrst mich vor der Welt, weil es zu deinem Zwecke geschieht! Aber wenn ich das Siegel dieser geistlosen Schule, die mich martert, am Ende auf meinem Antlitz trage, dann lieferst du mich aus, kalt, mit einem Tritt deiner Füße. O, Verblendung, die du Verantwortung nennst! O Eigennutz, Väterlichkeit!

Der Vater: Du weißt nicht, was du redest.

Der Sohn: Und trotzdem will ich versuchen, noch heute in dieser Stunde, mit aller Kraft, der ich fähig bin, zu dir zu kommen. Was kann ich denn tun, daß du mir glaubst! Ich habe nur die Tränen meiner Kindheit, und ich fürchte, das rührt dich nicht. Gott, gib mir die Begeisterung, daß dein Herz ganz von meinem erfüllt sei!

Der Vater: Jetzt antworte: was willst du von mir?

Der Sohn: Ich bin ein Mensch, Papa, ein Geschöpf, ich bin nicht eisern, bin kein ewig glatter Kieselstein. Könnt ich dich erreichen auf der Erde! Könnt ich näher zu dir! Weshalb diese schmerzliche Feindschaft, dieser in Haß verwundete Blick? Gibt es ein Nest, einen Aufstieg zum Himmel — ich möchte mich an dich ketten — hilf mir!

⟨Er fällt vor ihm nieder und ergreift seine Hand.⟩

Der Vater ⟨entzieht sie ihm⟩: Steh auf und laß diese Mätzchen. Ich reiche meine Hand nicht einem Menschen, vor dem ich keine Achtung habe.

Der Sohn ⟨erhebt sich langsam⟩: Du verachtest mich — das ist dein Recht, dafür leb ich von deinem Gelde. Ich habe zum ersten

Male die Grenzen des Sohnes durchbrochen mit dem Sturm meines Herzens. Sollt ich das nicht? Welches Gesetz zwingt mich denn unter dies Joch? Bist du nicht auch nur ein Mensch, und bin ich nicht deinesgleichen? Ich lag zu deinen Füßen und habe um deinen Segen gerungen, und du hast mich verlassen im höchsten Schmerz. Das ist deine Liebe zu mir. Hier endet mein Gefühl.

Der Vater: Hast du so wenig Ehrfurcht vor deinem Vater, daß du ihn zum Hehler deiner Schuld machst! Du Landstreicher auf der Straße des Gefühls — was hast du schon Großes getan, daß du von Liebe und von Haß hier redest? Bist du betrunken, was kommst du denn zu mir? Geh in dein Bett. Kein Wort mehr!

Der Sohn: So höre, Papa, noch ein Wort! Du sollst erfahren, daß ich gehungert habe in deinem Hause! Die Gouvernanten haben mich geschlagen, und trotzdem hast du ihnen geglaubt! Du hast mich auf den Speicher gesperrt. Ich bin oft schuldlos gestraft worden, keiner hatte Mitleid mit mir. Papa! Es gibt doch Freude — etwas, was golden an die Firmamente rollt — weshalb war ich verstoßen von allen wie ein Mensch mit der Pest? Weshalb muß ich weinen, wenn ein armer Affe im Zirkus aus einer künstlichen Tasse trinkt? Ich kenne die Qual der unfreien, der friedlosen Kreatur. Das ist gegen Gott! Du hast mir die Kleider verboten und mir die Haare geschoren, wenn ich aus glühender Eitelkeit sie anders wollte als du. Soll ich noch weiter in diesem Schlunde wühlen, wo doch an tausend Zacken mein Fleisch klebt! Sieh mich an — was hab ich getan? Kann es nicht bald genug sein? So hör doch und laß mich endlich einen Strahl des allerbarmenden Lichtes sehn. Es steht ja in deiner Macht. Du hast dich verschlossen — tu dich mir auf! Gib mir die Freiheit, um die ich dich grenzenlos bitte.

Der Vater: Welche Freiheit soll ich dir geben? Ich verstehe nicht, wovon du sprichst.

Der Sohn: Nimm mich von dieser Schule fort — gib mich dem Leben. Sei gut zu mir, wie zu einem Kranken, der vielleicht morgen schon sterben muß. Auch mir gib Wein, den du für ihn aus dem Keller holst. Auch mich laß trinken, denn sieh, ich bin ganz vom Durste zerfressen.

Papa! Nie bist du zärtlich zu mir gewesen, wie zu dem

niedersten Wesen in deinem Spital. Nie hast du mich umarmt, wenn ich ängstlich dir am Schreibtisch gute Nacht sagen kam. Und doch hab ich es gefühlt, und ich habe unendlich begriffen, daß ich dein Sohn bin. Die Wüste meines Bettes, wo jedes Körnchen gezählt war, ist nicht so groß, wie dieses Wort der Verzweiflung. Und ich will, ja ich will etwas von dir erreichen, und sei es nur eine Wimper deines Auges — und wenn du mich wieder fortstößt: mein Wunsch ist doch größer als du in dieser Sekunde.

Der Vater: Erspar dir die Mühe, so fängst du mich nicht. Welch ein greisenhaft trauriger Narr stehst du vor mir! Ist das deine ganze Weisheit? Und so sprichst du über deine Jugend, über die Erziehung in deinem Vaterhaus. Schämst du dich nicht? Wenn du mich verletzen wolltest — jetzt hast du es erreicht.

Der Sohn: Nein, Papa. Uns trennt ein Andres. O schrecklicher Zwiespalt der Natur! Soll es denn keine Brücke mehr geben, wo doch zwischen Nordpol und Südpol die Erde gebaut ist. Papa! Blut stürze neu aus dem Raum! Ich will dein Feind nicht mehr sein. Nimm mich an als Mann.

Der Vater: Ich brauche deine Belehrung nicht. Dir ist nichts geschehen, was du nicht selber verschuldet hast. Was weißt du von jenen in den Baracken, die leiden! Du, ein Knabe, der noch keinen Ernst und keine Pflicht gelernt hat. Wenn ich nicht doch noch hoffte, dich das zu lehren, wäre ich nicht wert, dein Vater zu sein. Ich hätte dich strenger erziehen sollen, das seh ich an den Folgen.

Der Sohn: Du entmutigst mich nicht!

Ich werde immer wieder kommen und dich bitten. Bis du mich erhörst.

Der Vater: Hast du mich nicht verstanden? Was willst du denn noch von mir?

Der Sohn (feurig): Das Höchste! Zerreiße die Fesseln zwischen Vater und Sohn — werde mein Freund. Gib mir dein ganzes Vertrauen, damit du endlich siehst, wer ich bin. Laß mich sein, was du nicht bist. Laß mich genießen, was du nicht genossen hast. Bin ich nicht jünger und mutiger als du? So laß mich leben! Ich will reich und gesegnet sein.

Der Vater ⟨hohnlachend⟩: Aus welchem Buch kommt das? Aus welchem Zeitungshirn?

Der Sohn: Ich bin der Erbe, Papa! Dein Geld ist mein Geld, es ist nicht mehr dein. Du hast es erarbeitet, aber du hast auch gelebt. An dir ist es nun, zu finden, was nach diesem Leben kommt — freue dich deines Geschlechts! Was du hast, gehört mir, ich bin geboren, es einst für mein Dasein zu besitzen. Und ich bin da!

Der Vater: So. Und was willst du mit — meinem Gelde tun?

Der Sohn: Ich will in die Ungeheuerlichkeit der Erde eintreten. Wer weiß, wann ich sterben muß. Ich will, ein Gewitter lang, das Erdenkliche meines Lebens in den Fingern halten — dieses Glück werde ich nicht mehr erlangen. Im größten, ja im erhabensten Blitzesschein will ich über die Grenzen schauen, denn erst, wenn ich die Wirklichkeit ganz erschöpft habe, werden mir alle Wunder des Geistes begegnen. So will ich sein. So will ich atmen. Ein guter Stern wird mich begleiten. Ich werde an keiner Halbheit zu Grunde gehn.

Der Vater: Weit ist es mit dir gekommen! Du läßt mich deine ganze Niedrigkeit sehn. Danke deinem Schöpfer, daß ich dein Vater bin. Mit welcher Stirne hast du von mir und meinem Gelde gesprochen! Mit welcher Schamlosigkeit meinen Tod im Munde geführt. Ich habe mich in dir getäuscht — du bist schlecht — du bist nicht von meiner Art. Aber noch bin ich dein Freund und nicht dein Feind, deshalb züchtige ich dich für dieses Wort, wie du es verdient hast.

⟨Er tritt auf ihn zu und schlägt ihn kurz ins Gesicht.⟩

Der Sohn ⟨nach einer langen Weile⟩: Du hast mir hier im Raum, auf dem noch der Himmel meiner Kindheit steht, das Grausamste nicht erspart. Du hast mich ins Gesicht geschlagen vor diesem Tisch und diesen Büchern — und ich bin doch mehr als du! Stolzer hebe ich mein Gesicht über dein Haus und erröte nicht vor deiner Schwäche. Du hassest ja nur den in mir, der du nicht bist. Ich triumphiere! Schlag mich weiter. Klarheit übermannt mich, keine Träne, kein Zorn. Wie bin ich jetzt anders und größer als du. Wo ist die Liebe, wo sind die Bande unseres Bluts hin! Selbst Feindschaft ist nicht mehr da. Ich sehe einen Herrn vor mir, der meinen Körper verletzt

hat. Und doch war einst aus seinem Körper ein Kristall zu meinem Leben gestimmt. Das ist das unbegreiflich Dunkle. Unter uns trat Schicksal. Gut. Ich lebe länger als du!

⟨Er taumelt.⟩

Der Vater: Du zitterst. Nimm einen Stuhl. Ist dir nicht wohl? — Willst du etwas haben?

Der Sohn ⟨einen Augenblick schwach in seinen Armen⟩: Ach, ich habe soviel auf dem Herzen.

Der Vater ⟨in verändertem Ton⟩: Ich strafte dich, weil ich mußte. Das ist nun vorbei. Komm. Es geht dir nicht gut.

Der Sohn: Als ich einmal von der Leiter fiel, und mein Arm war gebrochen, da hast du für mich gesorgt. Als mein kindliches Gewissen schlug, weil ich einen Schaffner betrog, hast du ihn beschenkt und mein strömendes Weinen geheilt. Heute kam ich zu dir in größerer Not, und du hast mich geschlagen. — Es ist wohl besser, du lässest mich nun aus deinem Arm.

⟨Er richtet sich auf.⟩

Der Vater: Du kamst nicht in Not, du kamst in Ungehorsam. Deshalb schlug ich dich. Du kennst mich und weißt, was ich von meinem Sohne verlange.

Der Sohn: Wie kannst du ein Wort auf der Zunge bewegen und sagen: so ist es! Siehst du nicht stündlich den Tod in den Baracken und weißt nicht, daß alles anders ist in der Welt!

Der Vater: Ich bin ein Mann und habe Erfahrungen, die du nicht hast. Du bist noch ein Kind.

Der Sohn: Wenn Gott mich leben läßt, darf ich alles beginnen. Weshalb willst du mich darum verleugnen! Hast du nicht auch auf der blumigen Erde gespielt und manches geträumt, was dir nicht erfüllt ist?

Der Vater: Ich habe meine Pflicht getan, das war mir das Höchste. Und du machst hier einen Unhold aus mir und bedenkst nicht: ich habe an deiner Wiege gestanden, und du warst geliebt! Glaubst du nicht, daß ich auch heute noch manch schlaflose Nacht deinetwegen verbringe? Was soll aus dir werden! Wo sind deine Kinderworte geblieben, deine reine und unbefangene Brust? Du bist störrisch

hingezogen, und verlacht hast du Rat und Hilfe. Und jetzt soll ich dir helfen, wo du zu mir kommst übernächtig und schlimm! Jetzt soll ich dir vertrauen?

Der Sohn: Du bist mir ein Fremder geworden. Ich habe nichts mehr gemein mit dir. Das Gute, von dem du glaubtest, es sei so leicht, hat mich nicht in deinen Zimmern erreicht. Du hast mich erzogen in den Grenzen deines Verstandes. Das sei deine Sache. Jetzt aber gib mich frei!

Der Vater: Wie sehr hat dich schon die Fäule dieser Zeit zerstört, daß du so trübe empfindest. Tat ich nicht recht, dich fernzuhalten von allem, was häßlich und gemein ist! Du bist entzündet von Begierden, die ich mit Schrecken erkenne. Wer hat dich so im Herzen verdorben? Ich habe dich als Arzt behütet vor dem Gift unserer Zeit, denn ich weiß, wie gefährlich es ist. Dafür wirst du mir später noch dankbar sein. Aber wie ist das gekommen — es hat dich doch erreicht! Aus welchem Kanal brach diese Ratte in deine Jugend ein? Mein armer Junge, wie verirrt du bist! Komm, laß uns das vergessen.

⟨Er legt die Hand auf seine Schulter.⟩

Der Sohn ⟨weicht zurück⟩: Nein, Papa. Ich liebe meine Zeit und will dein Mitleid nicht. Ich verlange nur eins noch von dir: Gerechtigkeit! Mach, daß ich nicht auch darin an dir zweifle. Mein Leben komme nun über mich! Es ist Zeit, Abschied zu nehmen, deshalb stehn wir hier voreinander. Nein, ich schäme mich nicht der Sehnsucht nach allem, was heute und herrlich ist. Hinaus an die Meere der Ungeduld, des befreienden Lichts! Verlassen sei die Öde deines Hauses und die Täglichkeit deiner Person. Ich fühl's, ich geh einer glücklichen Erde entgegen. Ich will ihr Prophet sein.

Der Vater: Sind das deine letzten Worte im Hause, das dich genährt und beschützt hat viele Jahre? Wer bist du, wenn du die edelste Schranke, Vater und Mutter, in Unkeuschheit zerbrichst? Weißt du denn, was du verlässest und wohin du gehst? Tor! Wer gibt dir morgen zu essen? Wer hilft dir in Trübsal und Unverstand? Bin ich denn schon tot, daß du so zu mir sprichst!

Der Sohn: Ja, Vater, du bist mir gestorben. Dein Name zer-

rann. Ich kenne dich nicht mehr, du lebst nur noch im Gebot. Du hast mich verloren in den Schneefeldern der Brust. Ich wollte dich suchen im Wind, in der Wolke, ich fiel vor dir auf die Knie, ich liebte dich. Da hast du in mein flammendes Antlitz geschlagen — da bist du in den Abgrund gestürzt. Ich halte dich nicht. Jetzt wirst du bald mein einziger, mein fürchterlicher Feind. Ich muß mich rüsten zu diesem Kampf: jetzt haben wir beide nur den Willen noch zur Macht über unser Blut. Einer wird siegen!

Der Vater: Es ist genug. Noch einmal hör auf mich! Ist denn kein Atem des Dankes, keine Ehrfurcht mehr auf deinen schäumenden Lippen? Weißt du nicht, wer ich bin!?

Der Sohn: Das Leben hat mich eingesetzt zum Überwinder über dich! Ich muß es erfüllen. Ein Himmel, den du nicht kennst, steht mir bei.

Der Vater: Du lästerst!

Der Sohn (mit zitternder Stimme): Ich will lieber Steine essen als noch länger dein Brot.

Der Vater: Erschrickst du nicht selber vor dem, was du sagst!

Der Sohn: Ich fürchte dich nicht! Du bist alt. Du wirst mich nicht mehr zertreten in eifernder Selbstigkeit. Wehe dir, wenn du deinen Fluch rufst in die Gefilde dieses Glücks — er fällt auf dich und dein Haus!

Und wenn du mich mit Stockhieben von dir treibst — wie hab ich einst gebebt vor dir in armer und heimatloser Angst — ich werde dich nicht mehr sehn, nicht deine Tyrannenhand und nicht dein graumeliertes Haar: nur die mächtige, die stürzende Helle über mir. Lerne begreifen, daß ich in eines andern Geistes Höhe entschwebt bin. Und laß uns in Frieden voneinander gehn.

Der Vater: Mein Sohn, es ist kein Segen über dir! ... Wie, wenn ich dich jetzt ziehn ließe in deiner Verblendung? Laß dich warnen vor den süßen Würmern dieser Melodie. Willst du mich nicht begleiten an die Betten meines Spitals — da krümmt die Röte deiner Jugend sich verdorben in Schaum und Geschwulst, und was aus deinem Mund sich beschwingt in die Lüfte erhob, bricht als Wahnsinn in des Verwesenden traurige Flur. So zerreißt Gott die Flügel dem, der in Trotz und Hochmut entrann! Stoß in dieser

Stunde meine Hand nicht zurück, wer weiß, ob ich sie je dir so warm wieder biete.

Der Sohn: In deiner Hand ist mancher gestorben, dessen Nähe uns umwittert. Aber was sind all diese Toten gegen mich, der ich in Verzweiflung lebe! Wär ich vom Krebse zerfressen, hättest du mir jeden Wunsch erfüllt. Denn ein Kranker, dem niemand helfen kann, darf noch im Rollstuhl an die Küste der blauen Meere fahren. Ihr Lebenden, wer rettet e u c h! Du rufst das Grauen aus den Gräbern auf, doch dem schönen Glücke mißtrauen darf nur, auf wessen Haupt die Drommete des Todes erschallt ist. Aus zwanzig Jahren, aus zwanzig Särgen steig ich empor, atme den ersten, goldenen Strahl — du hast die Sünde gegen das Leben begangen, der du mich lehrtest, den Wurm zu sehen, wo ich am herrlichsten stand —

Zerstäube denn in den Katakomben, du alte Zeit, du modernde Erde! Ich folge dir nicht. In mir lebt ein Wesen, dem stärker als Zweifel Hoffnung geblüht hat.

Wohin nun mit uns? In welcher Richtung werden wir schreiten?

Der Vater ⟨geht nach links und verschließt die Türe⟩: In dieser.

Der Sohn: Was soll das bedeuten?

Der Vater: Du wirst das Zimmer nicht verlassen. Du bist krank.

Der Sohn: Papa!

Der Vater: Nicht umsonst hast du den Arzt in mir gerufen. Dein Fall gehört in die Krankenjournale, du redest im Fieber. Ich muß dich solange einschließen, bis ich dich mit gutem Gewissen meinem Hause zurückgeben kann. Man wird dir Essen und Trinken bringen. Geh jetzt zu Bett.

Der Sohn: Und was soll weiter mit mir geschehn?

Der Vater: Hier gilt noch m e i n Wille. Du wirst dein Examen machen, auf der Schule, wo du bist. Ich habe deinen Hauslehrer entlassen. Von jetzt ab werde ich selber bestimmen. In meinem Testamente setze ich dir einen Vormund, der in meinem Sinne wacht, wenn ich vorher sterben sollte...

Der Sohn: Also Haß bis ins Grab!

Der Vater: Du beendest deine Studien und nimmst einen Beruf ein. Das gilt für die Zukunft. Fügst du dich meinem Willen, wirst du es gut haben. Handelst du aber gegen mich, dann verstoße

ich dich, und du bist mein Sohn nicht mehr. Ich will lieber mein Erbe mit eigner Hand zerstören, als es dem geben, der meinem Namen Schande macht. Du weißt nun Bescheid.

Und jetzt wollen wir schlafen gehn.

Der Sohn: Gute Nacht, Papa.

Der Vater ⟨geht zur Türe, kommt noch einmal zurück⟩: Gib mir alles Geld, was du bei dir hast!

Der Sohn ⟨tut es⟩: Hier.

Der Vater ⟨von einem Gefühl übermannt⟩: Ich komme morgen nach dir sehen. — Schlaf wohl!

⟨Er entfernt sich und schließt die Türe.⟩

Der Sohn ⟨bleibt unbeweglich⟩.

DRITTE SZENE

Der Sohn ⟨allein. — Eine Klingel im Hause ertönt. Er eilt zur Türe. Sie ist verschlossen. Er rüttelt. Sie gibt nicht nach. Die Klingel ertönt wieder. Stimmen werden laut, den Besucher abzuweisen. — Er taumelt in einen Sessel, sitzt mitten im Zimmer. Am dunkelnden Fenster erscheint groß jetzt die Scheibe des gelben Monds⟩: Mond ist wie gestern um diesen Ort. Ich lebe zu sehr. Schick mir deinen Engel, Gott! Gefangen in bitterster Not — ich Geknechteter im steigenden Licht — ⟨Er sieht aufwärts.⟩ Da bist du mir angesteckt, Baum voller Kerzen. Lausch ich dir wieder an Zimmers Rand, o Geschenk, o Geschenk! Weshalb kommst du, mein Auto, nicht? Muß ich Qualen erdulden der Freude so nah? Die Verzweiflung erstickt mich. Könnt ich weinen! Könnt ich geboren sein!

⟨Im Fenster, vom Monde beglänzt, steht das Gesicht des Freundes aus dem ersten Akt.⟩

Der Freund: Verzage nicht!

Der Sohn: Wer bist du, helles Gesicht?

Der Freund: Die Türen sind verschlossen. Ein Diener wies mich hinaus. Der Weg ist etwas ungewöhnlich.

Der Sohn: Du bist's! Du liebst mich! Gott! Gott!

Der Freund ⟨erhebt sich im Fenster zu halber Höhe⟩: Nah ich zur rechten Stunde?

Der Sohn: Kann mir denn ein Mensch noch Freund sein, wo ich so verlassen bin?

Der Freund: Hast du vergessen, daß Beethoven lebt? Weißt nicht mehr, daß wir gesungen haben im Chor der IX. Symphonie? Wolltest du nicht alle Menschen umfangen? Auf, mein Junge, es tagt! Erfülle dein Herz bis zur Schale des Mondes —: unter den Klängen der Freude laß uns wandeln, wie einst, als die Halle des Konzertes erlosch, vereint in der Nacht. Die Stunde ist da, wo du sie erfahren wirst.

Der Sohn: Was soll ich tun?

Der Freund: Fliehe!

Der Sohn: Ich bin zu arm. Ich habe kein Geld.

Der Freund: Aber du hast einen Frack dort im Schrank. Den zieh an. Ich will dich zu einem Feste führen! In dreißig Minuten geht der Zug. Hier nimm die Maske. Ich erwarte dich am Ausgang des Parks.

⟨Er gibt ihm eine schwarze Maske.⟩

Der Sohn: Es geht um Leben und Tod. Wenn ich entdeckt werde — ich bin verloren — mein Vater erschlägt mich! Ist ein Auto da?

Der Freund: Viele Freunde, die du nicht kennst, sind heute Nacht bereit, dir zu helfen. Sie stehn mit Revolvern hinter den Bäumen im Park.

Der Sohn: Und wohin in der Nacht?

Der Freund: Zum Leben.

Der Sohn: Wie komm ich hinaus?

Der Freund: Steig leise durchs Fenster. Wir nehmen dich in die Mitte. Fürchte nichts.

⟨Er verschwindet.⟩

VIERTE SZENE

(Der Sohn eilt zum Schrank und wühlt unter Anzügen einen Frack heraus. Er reißt sich den Rock vom Leibe und beginnt, ihn anzulegen.

In der Weite des Fensters entzünden sich Lichter der Stadt. Wie Walzermusik aus Lokalen ertönt jetzt fern, schwach im Wind, das Finale der IX. Symphonie):

Allegro assai vivace.
Alla marcia.

Tenorsolo und Männerchor.

»Froh wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.«

FÜNFTE SZENE

(Ein Schlüssel wird im Schloß gedreht. Die Türe geht auf. Das Fräulein steht auf der Schwelle, in der Hand eine Kerze und ein Tablett.)

Das Fräulein: Ich bringe das Essen!

Der Sohn: Ach Fräulein — Sie sind es! Ich hatte Sie ganz vergessen.

Das Fräulein: Ihr Vater ist schlafen.

Der Sohn: Um so besser für ihn.

Das Fräulein (kommt näher): Was ist geschehn?

Der Sohn: Sie sehn mich im schwarzen Rock, damit ich würdig aus diesem Hause trete. Schon brennen mir drüben die Lampions! Sehn Sie die Lichter am Horizont? Hören Sie Musik, Walzer und Klarinette? Der Duft von jubelnden Häusern umschwebt mich. Alle Züge werden mich heute fahren in die ungeheuer singende Nacht.

Das Fräulein: Hat er Sie geschlagen?

Der Sohn: Wie können Sie noch von ihm reden, der kleingläubig in seinem Bette zerfällt. Sehen Sie in sein Gesicht morgen — da wird es blaß sein vor ohnmächtiger Angst und Wut. Dieser Held im Familienkreise — ein Blitz aus dem Äther hat ihn gerührt. Seine Macht war groß vor Knaben und Kellnern — nun ist sie gebrochen. Die Krankenkasse betet ihn an, ich lache ihn aus. Er fahre hin!

Das Fräulein: Vielleicht ist noch Licht in seinem Zimmer. Er kann Sie im Garten sehn.

Der Sohn: Seine Peitsche erreicht mich nicht mehr. Unten wartet meine Schar. Es sind Kerle mit Waffen darunter. Vielleicht fühlen sie alle wie ich, dann will ich sie rufen zur Befreiung des Jungen und Edlen in der Welt. Tod den Vätern, die uns verachten!

(Wieder erscheint, sekundenlang, das Gesicht des Freundes am Fenster — und verschwindet.)

Das Fräulein: Wollen Sie nicht etwas essen? Der Weg ist lang.

Der Sohn: Nein Fräulein, hier im Hause rühre ich keinen Bissen mehr an. Bald werde ich fern im Schoße geliebter Frauen Nektar und Ambrosia genießen.

Das Fräulein (mit zitternder Stimme): O dunkle und gefährliche Nacht!

Der Sohn: Ängstigen Sie sich nicht! Ich gehe meinem Stern entgegen, ich folge dem Gebot. Weil in meinen Adern Blut des Geschändeten aus der Knechtschaft brennt, deshalb werd ich in Kraft aufstehn zum Kampf gegen alle Kerker der Erde. Wie ein Verbrecher im Finstern, ohne Habe, steig ich durchs Gitter. Mein Haus! Dies Feuer allein trage ich von dir, es auszugießen über Menschen und Stadt. Die Kette fällt. Ich bin frei! Nur ein Schritt noch im Mantel der Bäume... Pforte, wie ich dich liebe und du, Landstraße, silbern dem erwachenden Blick! Ich verzage nicht mehr. Ich weiß, für wen ich lebe.

(Er hat das Letzte an seiner Kleidung beendet. So steht er vor ihr.)

Das Fräulein: Sie haben die Binde vergessen! — Ich will es tun.

(Sie tritt zu ihm und bindet die Schleife.)

Der Sohn (beugt sich mit vollendeter Form auf ihre Hand): Ich danke Ihnen, Fräulein. Leben Sie wohl!

(Er schwingt sich durchs Fenster und entflieht. Man sieht stärker die Lichter und hört die Musik. Ein Zug rollt.)

SECHSTE SZENE

Das Fräulein (allein am Fenster, beugt sich ihm nach. Sie nimmt ein kleines Kissen und preßt es an sich):

Da eilt er durch den Park mit blauem Flug
Dem Gotte zu, der schon sein Haupt umkränzt.
Ihm lebt der Tag, die Nacht ihm unbegrenzt,
zwölf weiße Adler folgen seinem Zug!
Ihn führt der Röte Dämmerung nicht zurück,
solang die Welt in seinem Herzen steigt,
solang sich eine Frau, ein Stern dir neigt:
Zieh hin, mein süßer Freund, und sei im Glück!
Mich aber trug des Himmels reiche Stund
vom kleinen Zimmer fort ins große Meer,
die Welle, ach die Nacht wird mir zu schwer —
wo find ich Ruh und Trost mit meinem Mund.
O könnt ich etwas sein und für ihn tun!
Nur dieses kleine Kissen will ich nähn,
drauf soll er freundlich jeden Abend ruhn
und soll behütet sein und mich nicht sehn.
Und wenn sein Aug sich schwingt in goldner Luft,
so will ich nah sein dem geliebten Bild,
und wachen will ich, ob es einst mich ruft,
in Dunkelheit und Tränen ungestillt.

(Sie beugt sich über das Kissen und beginnt zu nähen, von vielem Weinen verhüllt.)

Ende des zweiten Aktes.

Walter Hasenclever.

(Fortsetzung folgt.)

DER GOLEM

ROMAN

(Fortsetzung)

IX

NOT

Eine Flockenschlacht tobte vor meinem Fenster. Regimenterweise jagten die Schneesterne — winzige Soldaten in weißen, zottigen Mäntelchen — hintereinander her an den Scheiben vorüber — minutenlang — immer in derselben Richtung, — wie auf gemeinsamer Flucht vor einem ganz besonders bösartigen Gegner. — Dann hatten sie das Davonlaufen mit einemmal dick satt, schienen aus rätselhaften Gründen einen Wutanfall zu bekommen und sausten wieder zurück, bis ihnen von oben und unten neue feindliche Armeen in die Flanken fielen und alles in ein heilloses Gewirbel auflösten.

Monate schien mir zurückzuliegen, was ich an Seltsamem erst vor kurzem erlebt hatte, und wären nicht täglich einigemal immer neue krause Gerüchte über den Golem zu mir gedrungen, die alles wieder frisch aufleben ließen, ich glaube, ich hätte mich in Augenblicken des Zweifels verdächtigen können, das Opfer eines seelischen Dämmerzustandes gewesen zu sein.

Aus den bunten Arabesken, die die Ereignisse um mich gewoben, stach mit schreienden Farben hervor, was mir Zwakh über den noch immer unaufgeklärten Mord an dem sogenannten »Freimaurer« erzählt hatte.

Den blatternarbigen Loisa damit in Zusammenhang zu bringen, wollte mir nicht recht einleuchten, — obwohl ich einen dunklen Verdacht nicht abschütteln konnte, — fast unmittelbar darauf, als Prokop in jener Nacht aus dem Kanalgitter ein unheimliches Geräusch gehört

zu haben geglaubt, hatten wir den Burschen beim »Loisitschek« gesehen.

Allerdings lag kein Anlaß vor, den Schrei unter der Erde, der überdies geradesogut eine Sinnestäuschung von mir gewesen sein konnte, als Hilferuf eines Menschen zu deuten. — — — — —

Das Schneegestöber vor meinen Augen blendete mich und ich fing an, alles in tanzenden Streifen zu sehen. Ich lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf die Gemme vor mir. Das Wachsmodell, das ich von Mirjams Gesicht entworfen hatte, mußte sich vortrefflich auf den bläulich leuchtenden Mondstein da übertragen lassen. — Ich freute mich: Es war ein angenehmer Zufall, daß ich etwas so Geeignetes unter meinem Mineralienvorrat gefunden hatte. Die tiefschwarze Matrix von Hornblende gab dem Stein gerade das richtige Licht und die Konturen paßten so genau, als habe ihn die Natur eigens erschaffen, ein bleibendes Abbild von Mirjams feinem Profil zu werden.

Anfangs war meine Absicht gewesen, eine Kamee daraus zu schneiden, die den ägyptischen Gott Osiris darstellen sollte, und die Vision des Hermaphroditen aus dem Buche Ibbur, die ich mir jederzeit mit auffallender Deutlichkeit ins Gedächtnis zurückrufen konnte, regte mich künstlerisch stark dazu an, — aber allmählich entdeckte ich in den ersten Schnitten, eine solche Ähnlichkeit mit der Tochter Schemajah Hillels, daß ich meinen Plan umstieß. — —

— Das Buch Ibbur! —

Erschüttert legte ich den Stahlgriffel weg. — — — Unfaßbar, was in der kurzen Spanne Zeit in mein Leben getreten war!

Wie jemand, der sich plötzlich in eine unabsehbare Sandwüste versetzt sieht, wurde ich mir mit einem Schlage der tiefen, riesengroßen Einsamkeit bewußt, die mich von meinen Nebenmenschen trennte.

Konnte ich je mit einem Freund — Hillel ausgenommen — davon reden, was ich erlebt?

Wohl war mir in den stillen Stunden der verflossenen Nächte die Erinnerung wiedergekehrt, daß mich all meine Jugendjahre — von früher Kindheit angefangen — ein unsagbarer Durst nach dem Wunderbaren, dem jenseits aller Sterblichkeit Liegenden, bis zur Todespein gefoltert hatte, — aber die Erfüllung meiner Sehnsucht war wie ein

Gewittersturm gekommen und erdrückte den Jubelaufschrei meiner Seele mit ihrer Wucht.

Ich zitterte vor dem Augenblick, wo ich zu mir selbst kommen mußte und das Geschehene in seiner vollen markverbrennenden Lebendigkeit als Gegenwart empfinden.

Nur jetzt sollte es noch nicht kommen! Erst den Genuß auskosten, Unaussprechliches an Glanz auf sich zukommen zu sehen!

Ich hatte es doch in meiner Macht! Brauchte nur hinüber zu gehen in mein Schlafzimmer und die Kassette aufsperren, in der das Buch Ibbur, das Geschenk der Unsichtbaren, lag!

Wie lang war's her, da hatte es meine Hand berührt, als ich Angelinas Briefe dazuschloß?! —

Dumpfes Dröhnen draußen, wie von Zeit zu Zeit der Wind die angehäuften Schneemassen von den Dächern hinab vor die Häuser warf — gefolgt von Pausen tiefer Stille, da die Flockendecke auf dem Pflaster jeden Laut verschlang.

Ich wollte weiterarbeiten — da plötzlich stahlscharfe Hufschläge unten — die Gasse entlang, — daß man's förmlich Funken sprühen sah.

Das Fenster zu öffnen und hinauszuschauen war unmöglich: Muskeln aus Eis verbanden seine Ränder mit dem Mauerwerk und die Scheiben waren bis zur Hälfte weiß verweht. Ich sah nur, daß Charousek — scheinbar ganz friedlich — neben dem Trödler Wassertrum stand — sie mußten soeben ein Gespräch mitsammen geführt haben? — sah, wie die Verblüffung, die sich in ihrer beider Mienen malte, wuchs und sie sprachlos: — offenbar den Wagen, der meinen Blicken entzogen war, — anstarrten.

Angelinas Gatte muß es sein! fuhr es mir durch den Kopf. — Sie selbst konnte es nicht sein! Mit ihrer Equipage hier bei mir vorzufahren, — in der Hahnpaßgasse! — vor aller Leute Augen! — es wäre hellichter Wahnsinn gewesen. — Und was sollte ich ihrem Gatten sagen, wenn er's doch wäre und mich auf den Kopf zu fragte? —

Leugnen, natürlich leugnen.

Hastig legte ich mir die Möglichkeiten zurecht: es kann nur ihr

Gatte sein: er hat einen anonymen Brief bekommen, — von Wassertrum — daß sie hier gewesen sei zu einem Rendezvous — und sie hat eine Ausrede gebraucht: wahrscheinlich, daß sie eine Gemme oder sonst etwas bei mir bestellt habe — — — da! wütendes Klopfen an meiner Tür und: — Angelina stand vor mir.

Sie konnte kein Wort hervorbringen, aber der Ausdruck ihres Gesichtes verriet mir alles: sie brauchte sich nicht mehr zu verstecken. Das Lied war aus. —

Dennoch lehnte sich irgend etwas in mir auf gegen diese Annahme. Ich brachte es nicht fertig, zu glauben, daß das Gefühl, ihr helfen zu können, mich belogen haben sollte.

Ich führte sie in meinen Lehnstuhl. Streichelte ihr stumm das Haar, und sie verbarg totmüde wie ein Kind, ihren Kopf an meiner Brust.

Wir hörten das Knistern der brennenden Scheite im Ofen und sahen, wie der rote Schein über die Dielen huschte, aufflammte und erlosch — aufflammte und erlosch — aufflammte und erlosch — — —

»Wo ist das Herz aus rotem Stein — — —« klang es in meinem Innern. Ich fuhr auf: wo bin ich! Wie lang sitzt sie schon hier!

Und ich forschte sie aus, — vorsichtig, leise, ganz leise — daß sie nicht aufwache und ich mit der Sonde die schmerzende Wunde nicht berühre.

Bruchstückweise erfuhr ich, was ich zu wissen brauchte, und setzte es mir zusammen wie ein Mosaik:

Ihr Gatte weiß — —?

Nein, noch nicht, er ist verreist.

Also um Dr. Saviolis Leben drehte sich's, — Charousek hatte es richtig erraten. Und weil's um Saviolis Leben ging, und nicht mehr um ihres, war sie hier. Sie denkt nicht mehr daran, irgend etwas zu verbergen, — begriff ich.

Wassertrum war abermals bei Dr. Savioli gewesen. Hatte sich mit Drohungen und Gewalt den Weg erzwungen bis zu seinem Krankenlager.

— Und weiter! Weiter! — was wollte er von ihm?

Was er wollte? Sie hatte es halb erraten, halb erfahren: er wollte, daß — — daß — er wollte, daß sich Dr. Savioli — — ein Leid antue.

Sie kannte auch die Gründe von Wassertrums wildem besinnungslosem Haß: »Dr. Savioli hat einst seinen Sohn, den Augenarzt Wassory, in den Tod getrieben.«

— Es schlug in mich ein wie der Blitz: Hinunterlaufen — dem Trödler alles verraten: daß Charousek den Schlag geführt hatte — aus dem Hinterhalt — und nicht Savioli, der nur das Werkzeug war — — —. »Verrat! Verrat!« heulte es mir ins Hirn, »du willst den armen schwindsüchtigen Charousek, der dir helfen wollte — und — ihr, der Rachsucht dieses Hallunken preisgeben?« — Und es zerriß mich in blutende Hälften. — Dann sprach ein Gedanke eiskalt und gelassen die Lösung aus: »Narr! Du hast es doch in der Hand! Brauchst ja nur die Feile dort auf dem Tisch zu nehmen, hinunter zu laufen, und sie dem Trödler durch die Gurgel zu jagen, daß die Spitze hinten zum Genick wieder herausschaut.«

Mein Herz jauchzte einen Dankesschrei zu Gott. —

— — Ich forschte weiter:

»Und Dr. Savioli?«

Kein Zweifel, daß er Hand an sich legen wird, wenn sie ihn nicht rettete.

Die Krankenschwestern ließen ihn nicht aus den Augen, hätten ihn mit Morphium betäubt, aber vielleicht erwacht er plötzlich — vielleicht gerade jetzt — und — und — nein nein, sie müsse fort — dürfe keine Sekunde Zeit mehr versäumen — sie wolle ihrem Gatten schreiben, ihm alles eingestehen — soll er ihr das Kind nehmen — aber Savioli sei gerettet, denn sie hätte Wassertrum damit die einzige Waffe aus der Hand geschlagen, die er besitzt und mit der er drohe:

Sie wolle das Geheimnis selbst enthüllen, ehe er es verraten könne — — —

»Das werden sie nicht tun, Angelina!« — schrie ich und dachte an die Feile und die Stimme versagte mir in jubelnder Freude über meine Macht.

Angelina wollte sich losreißen: ich hielt sie fest.

»Nur noch eins: Überlegen Sie: Wird Ihr Gatte denn dem Trödler so ohne weiteres glauben?«

»— Aber er hat doch Beweise, offenbar meine Briefe, vielleicht auch ein Bild von mir, — alles was im Schreibtisch nebenan im Atelier versteckt war — —«

Briefe, Bild? Schreibtisch? — ich wußte nicht mehr, was ich tat: ich riß Angelina an meine Brust und küßte sie. Auf den Mund, auf die Stirn, auf die Augen.

Ihr blondes Haar lag wie ein goldner Schleier vor meinem Gesicht.

Dann hielt ich sie an ihren schmalen Händen und erzählte ihr mit fliegenden Worten, daß der Todfeind Wassertrums — ein armer böhmischer Student — die Briefe und alles in Sicherheit gebracht hätte und sie in meinem Besitz seien und fest verwahrt.

Und sie fiel mir um den Hals und lachte und weinte in einem Atem. Küßte mich. Rannte zur Tür. Kehrte wieder um und küßte mich wieder.

Dann war sie verschwunden.

Ich stand wie betäubt und fühlte noch immer den Atem ihres Mundes an meinem Gesicht.

Ich hörte wie die Wagenräder über das Pflaster donnerten und den rasenden Galopp der Hufe. Eine Minute später war alles still. Wie ein Grab.

Auch in mir.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Plötzlich knarrte die Tür leise hinter mir und Charousek stand im Zimmer.

»Verzeihen Sie, Herr Pernath, ich habe lange geklopft, aber Sie schienen es nicht zu hören.«

Ich nickte nur stumm.

»Hoffentlich nehmen Sie nicht an, daß ich mich mit Wassertrum versöhnt habe, weil Sie mich vorhin mit ihm sprechen sahen?« — ‹Charouseks höhnisches Lächeln sagte mir, daß er nur einen grimmigen Spaß machte.› — »Sie müssen nämlich wissen: Das Glück ist mir hold, die Kanaille da unten fängt an, mich in ihr Herz zu schließen, Meister Pernath. — — Es ist eine seltsame Sache, das mit der Stimme des Blutes«, setzte er leise — halb für sich — hinzu.

Ich verstand nicht, was er damit meinen konnte, und nahm an, ich hätte etwas überhört. Die ausgestandene Erregung zitterte noch zu stark in mir.

»Er wollte mir einen Mantel schenken«, fuhr Charousek laut fort. »Ich habe natürlich dankend abgelehnt. — Mich brennt schon meine eigene Haut genug. — — — Und dann hat er mir Geld aufgedrängt.«

»Sie haben es angenommen?!« wollte es mir herausfahren, aber ich hielt noch rasch meine Zunge im Zaum.

Die Wangen des Studenten bekamen kreisrunde rote Flecken.

»Das habe ich selbstverständlich angenommen.«

Mir wurde ganz wirr im Kopf:

»— an — genommen?« stammelte ich.

»Ich hätte nie gedacht, daß man auf Erden eine so reine Freude empfinden kann!« — Charousek hielt einen Augenblick inne und schnitt eine Fratze. — »Ist es nicht ein erhebendes Gefühl, im Haushalt der Natur »Mütterchens Vorsehung« ökonomischen Finger allenthalben in Weisheit und Umsicht walten zu sehen!?« — Er sprach wie ein Pastor und klimperte dabei mit dem Geld in seiner Tasche — »wahrlich, als hehre Pflicht empfinde ich es, den Schatz, mir anvertraut von milder Hand, auf Heller und Pfennig dereinst dem edelsten aller Zwecke zuzuführen.«

— War er betrunken? Oder wahnsinnig?

Charousek änderte plötzlich den Ton:

»Es liegt eine satanische Komik darin, daß Wassertrum sich die — Arznei selber bezahlt. Finden Sie nicht?«

Eine Ahnung dämmerte mir auf, was sich hinter Charouseks Rede verbarg, und mir graute vor seinen fiebernden Augen.

»Übrigens lassen wir das jetzt, Meister Pernath. — Erledigen wir erst die laufenden Geschäfte. Vorhin, die Dame, das war »sie« doch? Was ist ihr denn eingefallen, hier öffentlich vorzufahren?«

Ich erzählte Charousek, was geschehen war.

»Wassertrum hat bestimmt keine Beweise in Händen,« unterbrach er mich freudig, »sonst hätte er nicht heute morgen abermals das Atelier durchsucht. — Merkwürdig, daß Sie ihn nicht gehört haben!? Eine volle Stunde lang war er drüben.«

Ich staunte, woher er alles so genau wissen könne, und sagte es ihm.

»Darf ich?« — er nahm sich eine Zigarette vom Tisch, zündete

sie an und er klärte: — »Sehen Sie, wenn Sie jetzt die Tür öffnen, bringt die Zugluft, die vom Stiegenhaus herein weht, den Tabakrauch aus der Richtung. Es ist das vielleicht das einzige Naturgesetz, das Herr Wassertrum genau kennt, und für alle Fälle hat er in der Straßenmauer des Ateliers — das Haus gehört ihm, wie Sie wissen — eine kleine, versteckte, offene Nische anbringen lassen: eine Art Ventilation, und darin ein rotes Fähnchen. Wenn nun jemand das Zimmer betritt oder verläßt, das heißt: die Zugtür öffnet, — so merkt es Wassertrum unten aus dem heftigen Flattern des Fähnchens.

Allerdings weiß ich es ebenfalls«, setzte Charousek trocken hinzu, »wenn's mir drum zu tun ist, und kann es von dem Kellerloch vis-à-vis, in dem zu hausen ein gnädiges Schicksal mir huldreichst gestattet, genau beobachten. — Der niedliche Scherz mit der Ventilation ist zwar ein Patent des würdigen Patriarchen, aber auch mir seit Jahren geläufig.«

»Was für einen übermenschlichen Haß Sie gegen ihn haben müssen, daß Sie so jeden seiner Schritte belauern. Und noch dazu seit langem, wie Sie sagen!« warf ich ein.

»Haß?« — Charousek lächelte krampfhaft. »Haß? — Haß ist kein Ausdruck. Das Wort, das meine Gefühle gegen ihn bezeichnen könnte, muß erst geschaffen werden. — — Ich hasse, genau genommen, auch gar nicht ihn. Ich hasse sein Blut. — Verstehen Sie das? Ich wittere wie ein wildes Tier, wenn auch nur ein Tropfen von seinem Blut in den Adern eines Menschen fließt, — und« — er biß die Zähne zusammen — »das kommt ‚zuweilen' vor hier im Ghetto —.« Unfähig weiter zu sprechen vor Aufregung lief er ans Fenster und starrte hinaus. — Ich hörte wie er sein Keuchen unterdrückte, — wir schwiegen beide eine Weile.

»Hallo, was ist denn das?« — fuhr er auf und winkte mir hastig: »Rasch, rasch! — Haben Sie nicht einen Operngucker oder so was?«

Wir spähten vorsichtig hinter den Vorhängen hinunter:

Der taubstumme Jaromir stand vor dem Eingang des Trödlerladens und bot, soviel wir aus seiner Zeichensprache erraten konnten, Wassertrum einen kleinen blitzenden Gegenstand, den er in der Hand halb verbarg, zum Kauf an. Wassertrum fuhr danach wie ein Geier und zog sich damit in seine Höhle zurück.

Gleich darauf stürzte er wieder hervor — totenblaß — und packte Jaromir an der Brust: Es entspann sich ein heftiges Ringen. — Plötzlich ließ Wassertrum los und schien zu überlegen. Nagte wütend an seiner gespaltenen Oberlippe. — Warf einen grübelnden Blick zu uns herauf und zog dann Jaromir am Arm friedlich in seinen Laden.

Wir warteten wohl eine Viertelstunde lang: sie schienen nicht fertig werden zu können mit ihrem Handel.

Endlich kam der Taubstumme mit befriedigter Miene wieder heraus und ging seines Weges.

»Was halten Sie davon?« fragte ich. »Es scheint nichts wichtiges zu sein? Vermutlich hat der arme Bursche irgendeinen erbettelten Gegenstand versilbert.«

Der Student gab keine Antwort und setzte sich schweigend wieder an den Tisch.

Offenbar legte auch er dem Geschehnis keine Bedeutung bei, denn er fuhr — nach einer Pause — da fort, wo er stehen geblieben war:

»Ja. Also ich sagte, ich hasse sein Blut. — Unterbrechen Sie mich, Meister Pernath, wenn ich wieder heftig werde. Ich will kalt bleiben. Ich darf meine besten Empfindungen nicht so vergeuden. Es packt mich sonst nachher wie Ernüchterung. Ein Mensch mit Schamgefühl soll in kühlen Worten reden, nicht mit Pathos wie eine Prostituierte oder — oder ein Dichter. — Seit die Welt steht, wär's niemandem eingefallen, vor Leid die ‚Hände zu ringen', wenn nicht die Schauspieler diese Geste als besonders ‚plastisch' ausgetüftelt hätten.« —

Ich begriff, daß er mit Absicht blind drauflos redete, um innerlich Ruhe zu bekommen.

— Es wollte ihm nicht recht gelingen. Nervös lief er im Zimmer auf und ab, — faßte alle möglichen Gegenstände an und stellte sie zerstreut zurück an ihren Platz.

Dann war er mit einem Ruck wieder mitten in seinem Thema:

»Aus den kleinsten unwillkürlichen Bewegungen eines Menschen verrät sich mir dieses Blut. — Ich kenne Kinder, die ‚ihm' ähnlich sehen und als seine gelten, aber doch sind sie nicht vom selben Stamme, — man kann mich nicht täuschen. Jahrelang erfuhr ich nicht, daß Dr. Wassory sein Sohn ist, aber ich habe es — ich möchte sagen: gerochen. —

Schon als kleiner Junge, als ich noch nicht ahnen konnte, in welchen Beziehungen Wassertrum zu mir steht,« — sein Blick ruhte eine Sekunde forschend auf mir, — »besaß ich diese Gabe. Man hat mich mit Füßen getreten, mich geschlagen, daß es wohl keine Stelle an meinem Körper gibt, die nicht wüßte, was rasender Schmerz ist, — hat mich hungern und dursten lassen, bis ich halb wahnsinnig wurde und schimmlige Erde gefressen habe, aber niemals konnte ich diejenigen hassen, die mich peinigten. Ich konnte einfach nicht. Es war kein Platz mehr in mir für Haß. — Verstehen Sie? Und doch war mein ganzes Wesen getränkt damit.

Nie hat mir Wassertrum auch nur das geringste angetan — ich will damit sagen, daß er mich jemals weder geschlagen oder beworfen, noch auch irgendwie beschimpft hat, wenn ich mich als Gassenjunge runten herumtrieb: ich weiß das genau — und doch richtete sich alles, was an Rachsucht und Wut in mir kochte, gegen ihn. Nur gegen ihn!

Merkwürdig ist, daß ich ihm trotzdem nie als Kind einen Schabernack gespielt habe. Wenn's die andern taten, zog ich mich sofort zurück. — Aber stundenlang konnte ich im Torweg stehen und, hinter der Haustüre versteckt, durch die Angelritzen sein Gesicht unverwandt anstieren, bis mir vor unerklärlichem Haßgefühl schwarz vor den Augen wurde.

Damals, glaube ich, habe ich den Grundstein zu dem Hellsehen gelegt, das sofort in mir aufwacht, — wenn ich mit Wesen, ja sogar mit Dingen in — Berührung komme, die in Verbindung mit ihm stehen.

Ich muß wohl jede seiner Bewegungen: seine Art, den Rock zu tragen und wie er Sachen anfaßt, hustet und trinkt, und all das Tausenderlei damals unbewußt auswendig gelernt haben, — bis sich's mir in die Seele fraß, — daß ich überall die Spuren davon auf den ersten Blick mit unfehlbarer Sicherheit als seine Erbstücke erkennen kann.

Später wurde das manchmal fast zur Manie: ich warf harmlose Gegenstände von mir, bloß weil mich der Gedanke quälte, seine Hand könne sie berührt haben, — andere wieder waren mir ans Herz gewachsen, — ich liebte sie wie Freunde, die ihm Böses wünschten.«

— Charousek schwieg einen Moment. Ich sah, wie er geistesabwesend ins Leere blickte. — Seine Finger streichelten mechanisch die Feile auf dem Tisch. —

»Als dann ein paar mitleidige Lehrer für mich gesammelt hatten und ich Philosophie und Medizin studierte — auch nebenbei selbst denken lernte —, da kam mir langsam die Erkenntnis, was Haß ist: Wir können nur etwas so tief hassen, wie ich es tue, was ein Teil von uns selbst ist.

Und wie ich später dahinter kam, — nach und nach alles erfuhr — was meine Mutter war — und — und noch sein muß, wenn — wenn sie noch lebt — und daß mein eigner Leib« — er wendete sich ab, damit ich sein Gesicht nicht sehen sollte — »voll ist von seinem eklen Blut — nun ja, Pernath, warum sollen Sie's nicht wissen: er ist mein Vater — da wurde mir klar, wo die Wurzel lag. — — — Zuweilen kommt's mir sogar wie ein geheimnisvoller Zusammenhang vor, daß ich schwindsüchtig bin und Blut spucken muß: mein Körper wehrt sich gegen alles, was von ‚ihm' ist, und stößt es mit Abscheu von sich.

Oft hat mich mein Haß bis in den Traum begleitet und zu trösten gesucht mit Gesichten von allen nur erdenklichen Foltern, die ich ‚ihm' zufügen durfte, aber immer verscheuchte ich sie selber, weil sie den faden Beigeschmack des — Unbefriedigtseins in mir hinterließen.

Wenn ich über mich selbst nachdenke und mich wundern muß, daß es so gar niemanden und nichts auf der Welt gibt, was ich zu hassen — ja nicht einmal als antipatisch zu empfinden imstande wäre, außer ‚ihn' und seinen Stamm, — beschleicht mich oft das widerliche Gefühl: ich könnte das sein, was man einen ‚guten Menschen' nennt. Aber zum Glück ist es nicht so. — Ich sagte Ihnen schon: es ist kein Platz mehr in mir.

Und glauben Sie nur ja nicht, daß ein trauriges Schicksal mich verbittert hat: ‹Was er meiner Mutter angetan hat, erfuhr ich überdies erst in späteren Jahren› — ich habe einen Freudentag erlebt, der weit in den Schatten stellt, was sonst einem Sterblichen vergönnt ist. Ich weiß nicht, ob Sie kennen, was innere, echte, heiße Frömmigkeit ist, — ich hatte es bis dahin auch nicht gekannt — als ich aber an jenem Tage, an dem Wassory sich selbst ausgerottet hat, am Laden

unten stand und sah, wie ‚er' die Nachricht bekam, — sie ‚stumpfsinnig', wie ein Laie, der die echte Bühne des Lebens nicht kennt, hätte glauben müssen — — hinnahm, — wohl eine Stunde lang teilnahmslos stehen blieb, seine blutrote Hasenscharte nur ein ganz klein bißchen höher über die Zähne gezogen als sonst und den Blick so gewiß — — so — so — so eigenartig nach innen gekehrt — — — — da fühlte ich den Weihrauchduft von den Schwingen des Erzengels. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kennen Sie das Gnadenbild der schwarzen Muttergottes in der Teinkirche? Dort warf ich mich nieder und die Finsternis des Paradieses hüllte meine Seele ein.« —

— — — Wie ich Charousek so dastehen sah, die großen träumerischen Augen voll Tränen, da fielen mir Hillels Worte ein von der Unbegreiflichkeit des dunklen Pfades, den die Brüder des Todes gehen.

Charousek fuhr fort:

»Die äußeren Umstände, die meinen Haß ‚rechtfertigen' oder in den Gehirnen der amtlich besoldeten Richter begreiflich erscheinen lassen könnten, werden Sie vielleicht gar nicht interessieren: — Tatsachen sehen sich an wie Meilensteine und sind doch nur leere Eierschalen. Sie sind das aufdringliche Knallen der Champagnerpfropfen an den Tafeln der Protzen, das nur der Schwachsinnige für das wesentliche eines Gelages hält.

Wassertrum hat meine Mutter mit all den infernalischen Mitteln, die seinesgleichen Gewohnheit sind, gezwungen, ihm zu Willen zu sein, — wenn es nicht noch viel schlimmer war. Und dann — — nun ja — und dann hat er sie an — ein Freudenhaus verkauft, — — — so etwas ist nicht schwer, wenn man Polizeiräte zu Geschäftsfreunden hat, — aber nicht etwa, weil er ihrer überdrüssig gewesen wäre, — o nein! — Ich kenne die Schlupfwinkel seines Herzens: an dem Tage hat er sie verkauft, wo er sich voll Schrecken bewußt wurde, wie heiß er sie in Wirklichkeit liebte. So einer wie er handelt da scheinbar widersinnig, aber immer gleich. Das hamsterhafte in seinem Wesen quietscht auf, sowie jemand kommt und kauft ihm irgend etwas ab aus seiner Trödlerbude gegen noch so teures Geld: er empfindet nur den Zwang des ‚Hergebenmüssens'. — Er möchte

den Begriff ‚haben' am liebsten in sich hineinfressen und könnte er sich überhaupt ein Ideal ausdenken, so wär's das, sich dereinst in den abstrakten Begriff ‚Besitz' aufzulösen. — —

Und da ist es damals riesengroß in ihm gewachsen bis zu einem Berg von Angst: »seiner selbst nicht mehr sicher« zu sein, — nicht: etwas an Liebe geben zu wollen, sondern geben zu müssen —: die Gegenwart eines Unsichtbaren in sich zu ahnen, das seinen Willen oder das, von dem er möchte, daß es sein Willen sein solle, heimlich in Fesseln schlug. — So war der Anfang. Was dann folgte, geschah automatisch. Wie der Hecht mechanisch zubeißen muß — ob er will oder nicht — wenn ein blitzender Gegenstand zu rechter Zeit vorüberschwimmt.

Das Verschachern meiner Mutter ergab sich für Wassertrum als natürliche Folge. Es befriedigte den Rest der in ihm schlummernden Eigenschaften: die Gier nach Gold und die perverse Wonne an der Selbstqual. — — — Verzeihen Sie, Meister Pernath,« — Charouseks Stimme klang plötzlich so hart und nüchtern, daß ich erschrak, — »verzeihen Sie, daß ich so furchtbar gescheit daherrede, aber wenn man an der Universität ist, kommt einem eine Menge vertrottelter Bücher unter die Hände — — unwillkürlich verfällt man da in eine teppenhafte Ausdrucksweise.« — Ich zwang mich ihm zu Gefallen zu einem Lächeln, innerlich verstand ich gar wohl, daß er mit dem Weinen kämpfte.

Irgendwie muß ich ihm helfen, überlegte ich, — wenigstens seine bitterste Not zu lindern versuchen, soweit das in meiner Macht steht. Ich nahm unauffällig die Hundertguldennote, die ich noch zu Hause hatte, aus der Komodenschublade und steckte sie in die Tasche.

»Wenn Sie später einmal in eine bessere Umgebung kommen und Ihren Beruf als Arzt ausüben, wird Frieden bei Ihnen einziehen, Herr Charousek«, sagte ich, um dem Gespräch eine versöhnliche Richtung zu geben, — »machen Sie bald Ihr Doktorat?«

»Demnächst. — Ich bin es meinen Wohltätern schuldig. Zweck hat's ja keinen, denn meine Tage sind gezählt.«

Ich wollte den üblichen Einwand machen, daß er doch wohl zu schwarz sehe, aber er wehrte lächelnd ab:

»Es ist das Beste so. Es überdies muß kein Vergnügen sein, den Heil-

komödianten zu mimen und sich zu guter Letzt noch als diplomierter Brunnenvergifter einen Adelstitel zuzuziehen. — — Andererseits«, — setzte er mit seinem galligen Humor hinzu, »wird mir leider jedes weitere segensreiche Wirken hier im Diesseits-Ghetto ein für allemal abgeschnitten sein.« — Er griff nach seinem Hut —

»Jetzt will ich aber nicht länger stören. — Oder wäre noch etwas zu besprechen in der Angelegenheit Savioli? Ich denke nicht. Lassen Sie mich jedenfalls wissen, wenn Sie etwas neues erfahren. — Am besten, Sie hängen einen Spiegel hier ans Fenster, als Zeichen, daß ich sie besuchen soll. Zu mir in den Keller dürfen Sie auf keinen Fall kommen: Wassertrum würde sofort Verdacht schöpfen, daß wir zusammenhalten. — Ich bin übrigens sehr neugierig, was er jetzt tun wird, wo er gesehen hat, daß die Dame zu Ihnen gekommen ist. Sagen Sie ganz einfach, Sie hätte Ihnen ein Schmuckstück zum reparieren gebracht, und wenn er zudringlich wird, spielen Sie eben den Rabiaten.«

Es wollte sich keine passende Gelegenheit ergeben, Charousek die Banknote aufzudrängen, ich nahm daher das Modellierwachs wieder vom Fensterbrett und sagte: »Kommen Sie, ich begleite Sie ein Stück die Treppen hinunter, — Hillel erwartet mich«, log ich.

Er stutzte:

»Sie sind mit ihm befreundet?«

»Ein wenig. Kennen Sie ihn? — — Oder mißtrauen Sie ihm«, — ich mußte unwillkürlich lächeln — »vielleicht auch?«

»Da sei Gott vor!«

»Warum sagen Sie das so ernst?«

Charousek zögerte und dachte nach:

»Ich weiß selbst nicht, warum. Es muß etwas unbewußtes sein: so oft ich ihm auf der Straße begegne, möchte ich am liebsten vom Pflaster heruntertreten und das Knie beugen wie vor einem Priester, der die Hostie trägt. — Sehen Sie, Meister Pernath, da haben Sie einen Menschen, der in jedem Atom das Gegenteil von Wassertrum ist. — Er gilt z. B. bei den Christen hier im Viertel, — die wie immer, so auch in diesem Fall falsch informiert sind — als Geizhals und heimlicher Millionär und ist doch unsagbar arm«. —

Ich fuhr entsetzt auf: »arm?« —

»Ja, womöglich noch ärmer als ich. — Das Wort ‚nehmen' kennt er, glaub' ich, überhaupt nur aus Büchern, aber wenn er am ersten des Monats aus dem ‚Rathaus' kommt, dann laufen die jüdischen Bettler vor ihm davon, weil sie wissen, er würde dem nächsten besten von ihnen seinen ganzen kärglichen Gehalt in die Hand drücken und ein paar Tage später — samt seiner Tochter — selber verhungern. — Wenn's wahr ist, was eine uralte talmudische Legende behauptet: daß von den zwölf jüdischen Stämmen zehn verflucht sind und zwei heilig, so verkörpert er die zwei heiligen und Wassertrum alle zehn andern zusammen. — Haben Sie noch nie bemerkt, wie Wassertrum sämtliche Farben spielt, wenn Hillel an ihm vorüber geht? — Interessant, sag' ich Ihnen! — Sehen sie, solches Blut kann sich gar nicht vermischen, — da kämen die Kinder tot zur Welt. Vorausgesetzt, daß die Mütter nicht schon früher vor Entsetzen stürben.

Hillel ist übrigens der einzige, an den sich Wassertrum nicht heran-traut, — er weicht ihm aus wie dem Feuer. Vermutlich, weil Hillel das Unbegreifliche, das vollkommen Unenträtselbare, für ihn bedeutet. Vielleicht wittert er in ihm auch den Kabbalisten.«

Wir gingen bereits die Stiegen hinab.

»Glauben Sie, daß es heutzutage noch Kabbalisten gibt — daß überhaupt an der Kabbala etwas sein könnte?« fragte ich, gespannt, was er wohl antworten würde, aber er schien nicht zugehört zu haben.

Ich wiederholte meine Frage.

Hastig lenkte er ab und deutete auf eine Tür des Treppenhauses, die aus Kistendeckeln zusammengenagelt war:

»Sie haben da neue Mitbewohner bekommen, eine zwar jüdische aber arme Familie: den meschuggen Musikanten Nephtali Schaffranek mit Tochter, Schwiegersohn und — Enkelkindern. Wenn's dunkel wird und er allein ist mit den kleinen Mädchen, kommt der Rappel über ihn: dann bindet er sie an den Daumen zusammen, damit sie ihm nicht davonlaufen, zwängt sie in einen alten Hühnerkäfig und unter-weist sie im »Gesang«, wie er es nennt, damit sie später ihren Lebensunterhalt selbst erwerben können, — das heißt, er lehrt sie die verrücktesten Lieder, die es gibt, — deutsche Texte, Bruchstücke, die er irgendwo aufgeschnappt hat und im Dämmer seines Seelenzustandes für — preußische Schlachthymnen oder dergleichen hält.«

— Wirklich tönte da eine sonderbare Musik leise auf den Gang heraus. Ein Fiedelbogen kratzte fürchterlich hoch und immerwährend in ein und demselben Ton die Umrisse eines Gassenhauers, und zwei fadendünne Kinderstimmen sangen dazu:

»Frau Pick,
Frau Hock,
Frau Kle — pe — tarsch,
se stehen beirenond
und schmusen allerhond — —«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war wie Wahnwitz und Komik zugleich und ich mußte wider Willen hellaut auflachen.

»Schwiegersohn Schaffranek — seine Frau verkauft auf dem Eiermarkt Gurkensaft gläschenweise an die Schuljugend — läuft den ganzen Tag in den Bureaus herum«, fuhr Charousek grimmig fort, »und erbettelt sich alte Briefmarken. Die sortiert er dann, und wenn er welche darunter findet, die zufällig nur am Rande gestempelt sind, so legt er sie aufeinander und schneidet sie durch. Die ungestempelten Hälften klebt er zusammen und verkauft sie als neu. — Anfangs blühte das Geschäft und warf manchmal fast einen — Gulden im Tag ab, aber schließlich kamen die Prager jüdischen Großindustriellen dahinter — und machen es jetzt selber. — Sie schöpfen den Rahm ab.«

»Würden Sie Not lindern, Charousek, wenn Sie überflüssiges Geld hätten?« fragte ich rasch. — Wir standen vor Hillels Tür und ich klopfte an.

»Halten Sie mich für so gemein, daß Sie glauben können, ich täte es nicht?« — fragte er verblüfft zurück.

— Mirjams Schritte kamen näher und ich wartete, bis sie die Klinke niederdrückte, — dann schob ich ihm rasch die Banknote in die Tasche: »Nein, Herr Charousek, ich halte Sie nicht dafür, aber mich müßten Sie für gemein halten, wenn ich's unterließe.«

Ehe er etwas erwidern konnte, hatte ich ihm die Hand geschüttelt und die Tür hinter mir zugezogen. Während mich Mirjam begrüßte, lauschte ich, was er tun würde.

Er blieb eine Weile stehen, dann schluchzte er leise auf und ging

langsam mit suchendem Schritt die Treppe hinunter. Wie jemand, der sich am Geländer halten muß. —

Es war das erstemal, daß ich Hillels Zimmer bei Tag sah.

Es sah schmucklos aus wie ein Gefängnis. Der Boden peinlich sauber und mit weißem Sand bestreut. Nichts an Möbeln als zwei Stühle und ein Tisch und eine Kommode. Ein Holzpostament je links und rechts an den Wänden. — — —

— — — Mirjam saß mir gegenüber am Fenster und ich bossierte an meinem Modellierwachs.

»Muß man denn ein Gesicht vor sich haben, um die Ähnlichkeit zu treffen?« — fragte sie schüchtern und nur, um die Stille zu unterbrechen.

— Wir wichen einander scheu mit den Blicken aus. — Sie wußte nicht wohin die Augen richten in ihrer Qual und Scham über die jammervolle Stube, und mir brannten die Wangen von innerem Vorwurf, daß ich mich nicht längst gekümmert hatte, wie sie und ihr Vater lebten. —

Aber irgendetwas mußte ich doch antworten!

»Nicht so sehr, um die Ähnlichkeit zu treffen, als um zu vergleichen, ob man innerlich auch richtig gesehen hat,« ich fühlte, noch während ich sprach, wie grundfalsch das alles war, was ich sagte.

Jahrelang hatte ich den irrigen Grundsatz der Maler, man müsse die äußere Natur studieren, um künstlerisch schaffen zu können, stumpfsinnig nachgebetet und befolgt, — erst, seit Hillel mich in jener Nacht erweckt, war mir das innere Schauen aufgegangen: das wahre Sehenkönnen hinter geschlossenen Lidern, das sofort erlischt, wenn man die Augen aufschlägt, — die Gabe, die sie alle zu haben glauben und doch unter Millionen keiner wirklich besitzt. —

Wie konnte man auch nur von der Möglichkeit sprechen, die unfehlbare Richtschnur der geistigen Vision an den groben Mitteln des Augenscheins nachmessen zu wollen!

Mirjam schien ähnliches zu denken. Nach dem Erstaunen in ihren Mienen zu schließen.

»Sie dürfen es nicht so wörtlich nehmen«, entschuldigte ich mich.

Voll Aufmerksamkeit sah sie zu, wie ich mit dem Griffel die Form vertiefte:

»Es muß unendlich schwer sein, alles dann haargenau auf Stein zu übertragen?« — —

»Das ist nur mechanische Arbeit. So ziemlich wenigstens.« — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Darf ich die Gemme sehen, wenn sie fertig ist?« fragte sie.

»Sie ist doch für Sie bestimmt, Mirjam.«

»Nein, nein, das geht — nicht — — das — das — —«, — ich sah, wie ihre Hände nervös wurden.

»Nicht einmal diese Kleinigkeit wollen Sie von mir annehmen?« — unterbrach ich sie schnell, »ich wollte, ich dürfte mehr für Sie tun.« —

Hastig wandte sie das Gesicht ab.

Was hatte ich da gesagt! Ich mußte sie aufs Tiefste verletzt haben. Es hatte geklungen, als wollte ich auf ihre Armut anspielen.

— Konnte ich es noch beschönigen? Wurde es dann nicht weit schlimmer?

Ich nahm einen Anlauf:

»Hören Sie mich ruhig an, Mirjam! Ich bitte Sie darum. — Ich schulde Ihrem Vater so unendlich viel, — Sie können das gar nicht ermessen — —«

— Sie sah mich unsicher an, — verstand offenbar nicht. —

»— ja ja: unendlich viel. Mehr als mein Leben.«

»Weil er Ihnen damals beistand, als Sie ohnmächtig waren? Das war doch selbstverständlich.«

— Ich fühlte: sie wußte nicht, welches Band mich mit ihrem Vater verknüpfte. Vorsichtig sondierte ich, wie weit ich gehen durfte, ohne zu verraten, was er ihr verschwieg:

»Weit höher als äußere Hilfe, dächte ich, ist die innere zu stellen. — Ich meine die, die aus dem geistigen Einfluß eines Menschen auf den andern überstrahlt. — Verstehen Sie, was ich damit sagen will, Mirjam? — Man kann jemand auch seelisch heilen, nicht nur körperlich, Mirjam.«

»Und das hat — —?«

»Ja, das hat Ihr Vater an mir getan?« — ich faßte sie an der Hand, — »begreifen Sie nicht, daß es mir da ein Herzenswunsch sein muß, — wenn schon nicht ihm, so doch jemand, der ihm so nahe steht wie Sie, irgendeine Freude zu bereiten? — Haben Sie nur

ein ganz klein wenig Vertrauen zu mir! — Gibt's denn gar keinen Wunsch, den ich Ihnen erfüllen könnte?«

Sie schüttelte den Kopf: »Sie glauben, ich fühle mich unglücklich hier?«

»Gewiß nicht. Aber vielleicht haben Sie zuweilen Sorgen, die ich Ihnen abnehmen könnte? — Sie sind verpflichtet — hören Sie! — verpflichtet, mich daran teilnehmen zu lassen! Warum leben Sie denn beide hier in der finstern traurigen Gasse, wenn Sie nicht müßten? — Sie sind noch so jung, Mirjam, und — —«

— »Sie leben doch selbst hier, Herr Pernath,« unterbrach sie mich lächelnd, »was fesselt denn Sie an das Haus?«

Ich stutzte. — Ja. Ja, das war richtig. Warum lebte ich eigentlich hier? Ich konnte es mir nicht erklären. »Was fesselt dich an das Haus?« wiederholte ich mir geistesabwesend. — Ich konnte keine Erklärung finden und vergaß einen Augenblick ganz, wo ich war. — Dann stand ich plötzlich irgendwo hoch oben — in einem Garten — roch den zauberhaften Duft von blühenden Hollunderdolden — — sah herab auf die Stadt — — —

»Habe ich eine Wunde berührt? Hab' ich Ihnen weh getan?« kam Mirjams Stimme von weit, weit her zu mir. —

Sie hatte sich über mich gebeugt und sah mir ängstlich forschend ins Gesicht.

Ich mußte wohl lange starr dagesessen sein, daß sie so besorgt war?

Eine Weile schwankte es hin und her in mir, dann brach sich's plötzlich gewaltsam Bahn — überflutete mich und ich schüttete Mirjam mein ganzes Herz aus.

Ich erzählte ihr — wie einem lieben alten Freund, mit dem man sein ganzes Leben beisammen war, und vor dem man kein Geheimnis hat — wie's um mich stand, und auf welche Weise ich aus einer Erzählung Zwakhs erfahren hatte, daß ich in früheren Jahren wahnsinnig gewesen und der Erinnerung an meine Vergangenheit beraubt worden war, — wie in letzter Zeit Bilder in mir wach geworden, die in jenen Tagen wurzeln mußten, — immer häufiger und häufiger —, und daß ich vor dem Moment zitterte, wo mir alles offenbar werden und mich von neuem zerreißen würde.

Nur, was ich mit ihrem Vater in Zusammenhang bringen mußte —

meine Erlebnisse in den unterirdischen Gängen und all das übrige, verschwieg ich ihr.

Sie war dicht zu mir gerückt und hörte mit einer tiefen atemlosen Teilnahme zu, die mir unsäglich wohl tat.

Endlich hatte ich einen Menschen gefunden, mit dem ich mich aussprechen konnte, wenn mir meine geistige Einsamkeit zu schwer wurde. — Gewiß wohl: Hillel war ja noch da, — aber für mich nur wie ein Wesen jenseits der Wolken, das kam und verschwand wie ein Licht — an das ich nicht herankonnte, wenn ich mich sehnte.

Ich sagte es ihr und sie verstand mich. Auch sie sah ihn so, trotzdem er ihr Vater war.

Er hing mit unendlicher Liebe an ihr und sie an ihm — »und doch bin ich wie durch eine Glaswand von ihm getrennt,« — vertraute sie mir an, »die ich nicht durchbrechen kann. Solange ich denke, war es so. — Wenn ich ihn als Kind im Traum an meinem Bette stehen sah, immer trug er das Gewand des Hohenpriesters, die goldene Tafel des Moses mit den 12 Steinen darin auf der Brust, und blaue leuchtende Strahlen gingen von seinen Schläfen aus.

Ich glaube, seine Liebe ist von der Art, die übers Grab hinausgeht, und zu groß, als daß wir sie fassen könnten. — Das hat auch meine Mutter immer gesagt, wenn wir heimlich über ihn sprachen.« — — Sie schauderte plötzlich und zitterte am ganzen Leib. Ich wollte aufspringen, aber sie hielt mich zurück: »Seien sie ruhig, es ist nichts. Bloß eine Erinnerung. Als meine Mutter starb — nur ich weiß, wie er sie geliebt hat — ‹ich war damals noch ein kleines Mädchen› — glaubte ich vor Schmerz ersticken zu müssen und ich lief zu ihm hin und krallte mich in seinen Rock und wollte aufschreien und konnte doch nicht, weil alles gelähmt war in mir — und — und da — — — — mir läuft's wieder eiskalt über den Rücken, wenn ich daran denke — — sah er mich lächelnd an, küßte mich auf die Stirn und fuhr mir mit der Hand über die Augen. — — — — Und von dem Moment an — bis heute — war jedes Leid, daß ich meine Mutter verloren hatte, wie ausgetilgt in mir. — Nicht eine Träne konnte ich vergießen, als sie begraben wurde: Ich sah die Sonne als strahlende Hand Gottes am Himmel stehen und wunderte mich, warum die Menschen weinten. — Mein Vater ging hinter dem Sarge

her, neben mir, und wenn ich aufblickte, lächelte er jedesmal leise und ich fühlte, wie das Entsetzen durch die Menge fuhr, als sie es sahen.«

»Und sind Sie glücklich, Mirjam? Ganz glücklich? Liegt nicht zugleich etwas furchtbares für Sie in dem Gedanken, ein Wesen zum Vater zu haben, das hinausgewachsen ist über alles Menschentun?« fragte ich leise.

Mirjam schüttelte freudig den Kopf:

»Ich lebe wie in einem seligen Schlaf dahin. — Als Sie mich vorhin fragten, Herr Pernath, ob ich nicht Sorgen hätte und warum wir hier wohnten, mußte ich fast lachen. — Ist denn die Natur schön? — Nun ja, die Bäume sind grün und der Himmel ist blau, aber das alles kann ich mir viel schöner vorstellen, wenn ich die Augen schließe. Muß ich denn, um sie zu sehen, auf einer Wiese sitzen? — — — Und das bißchen Not und — und — und Hunger? Das wird tausendfach aufgewogen durch die Hoffnung und das Warten.«

»Das Warten?« fragte ich erstaunt.

»Das Warten auf ein Wunder. Kennen Sie das nicht? — Nein? Da sind Sie aber ein ganz, ganz armer Mensch. — — Daß das so wenige kennen?! — Sehen Sie, das ist auch der Grund, weshalb ich nie ausgehe und mit niemand verkehre. Ich hatte wohl früher ein paar Freundinnen — Jüdinnen, natürlich, wie ich —, aber wir redeten immer aneinander vorbei; sie verstanden mich nicht und ich sie nicht. — Wenn ich von Wundern sprach, glaubten sie anfangs, ich mache Spaß, und als sie merkten, wie Ernst es mir war und daß ich auch unter Wundern nicht das verstand, was die Deutschen mit ihren Brillen so bezeichnen: das gesetzmäßige Wachsen des Grases und dergleichen, — sondern eher das Gegenteil, — hätten sie mich am liebsten für verrückt gehalten, aber dagegen stand ihnen wieder im Wege, daß ich ziemlich gelenkig bin im Denken, hebräisch und aramäisch gelernt habe, die Targumim und Midraschim lesen kann, und was dergleichen Nebensächlichkeiten mehr sind. Schließlich fanden sie ein Wort, daß überhaupt nichts mehr ausdrückt: sie nannten mich »überspannt«.

Wenn ich ihnen dann klar machen wollte, daß das Bedeutsame — das Wesentliche — für mich in der Bibel und anderen heiligen Schriften

das Wunder und bloß das Wunder sei und nicht Vorschriften über Moral und Ethik, die nur versteckte Wege sein können, um zum Wunder zu gelangen, — so wußten sie nur mit Gemeinplätzen zu erwidern, denn sie scheuten sich, offen einzugestehen, daß sie aus den Religionsschriften nur das glaubten, was ebensogut im bürgerlichen Gesetzbuch stehen könnte. Wenn sie das Wort »Wunder« nur hörten, wurde ihnen schon unbehaglich. — Sie verlören den Boden unter den Füßen, sagten sie.

Als ob es etwas herrlicheres geben könnte, als den Boden unter den Füßen zu verlieren!

Die Welt ist dazu da, um von uns kaput gedacht zu werden, hörte ich einmal meinen Vater sagen, — dann, dann erst fängt das Leben an. — Ich weiß nicht, was er mit dem »Leben« meinte, aber ich fürchte zuweilen, daß ich eines Tages so wie: »erwachen« werde. — Wenn ich mir auch nicht vorstellen kann, in welchen Zustand hinein. — Und Wunder müssen dem vorhergehen, denke ich mir immer.

Hast du denn schon welche erlebt, daß du fortwährend darauf wartest?, fragten mich oft meine Freundinnen, und wenn ich verneinte, wurden sie plötzlich froh und siegesgewiß. Sagen Sie, Herr Pernath, können Sie solche Herzen verstehen? Daß ich doch Wunder erlebt habe, wenn auch nur kleine, — winzig kleine —«, — Mirjams Augen glänzten, — »wollte ich ihnen nicht verraten, — — — — — —«

— ich hörte, wie Freudentränen ihre Stimme fast erstickten. —

»— aber Sie werden mich verstehen: oft, Wochen, ja Monate«, — Mirjam wurde ganz leise, — »haben wir nur von Wundern gelebt. — Wenn gar kein Brot mehr im Hause war, — aber auch nicht ein Bissen mehr — dann wußte ich: jetzt ist die Stunde da! — Und dann saß ich hier und wartete und wartete, bis ich vor Herzklopfen kaum mehr atmen konnte. — Und — und dann, wenn's mich plötzlich zog, lief ich hinunter und kreuz und quer durch die Straßen, — so rasch ich konnte, um rechtzeitig wieder im Hause zu sein, ehe mein Vater heimkam. — Und — und jedesmal fand ich Geld. Einmal mehr, einmal weniger, aber immer soviel, daß ich das nötigste einkaufen konnte. — Oft lag ein Gulden mitten auf der Straße, ich sah ihn von weitem blitzen und die Leute traten darauf, rutschten aus darüber, aber keiner bemerkte ihn. — Das machte mich zuweilen

so übermütig, daß ich gar nicht erst ausging, sondern nebenan in der Küche den Boden durchsuchte wie ein Kind, ob nicht Geld oder Brot vom Himmel gefallen sei.«

— Ein Gedanke schoß mir durch den Kopf und ich mußte aus Freude darüber lächeln. —

Sie sah es.

»Lachen Sie nicht, Herr Pernath«, flehte sie. »Glauben Sie mir, ich weiß, daß diese Wunder wachsen werden und daß sie eines Tages —«

— Ich beruhigte sie: »aber ich lache doch nicht, Mirjam! — Was denken Sie denn! — Ich bin unendlich glücklich, daß Sie nicht sind wie die andern, die hinter jeder Wirkung die gewohnte Ursache suchen und bocken, wenn's — wir rufen in solchen Fällen: Gott sei Dank — einmal anders kommt.«

— Sie streckte mir die Hand hin:

»Und nicht wahr, Sie werden nie mehr sagen, Herr Pernath, daß Sie mir — oder uns — helfen wollen? Jetzt, wo Sie wissen, daß Sie mir die Möglichkeit, ein Wunder zu erleben, rauben würden, wenn Sie es täten?«

Ich versprach es. Aber im Herzen machte ich einen Vorbehalt.

Da ging die Tür und Hillel trat ein.

Mirjam umarmte ihn, und er begrüßte mich. Herzlich und voll Freundschaft, aber wieder mit dem kühlen »Sie.«

Auch schien etwas wie leise Müdigkeit oder Unsicherheit auf ihm zu lasten. — Oder irrte ich mich?

Vielleicht kam es nur von der Dämmerung, die in der Stube lag. —

»Sie sind gewiß hier, mich um Rat zu fragen«, — fing er an, als Mirjam uns allein gelassen hatte, »in der Sache, die die fremde Dame betrifft — —«

Ich wollte ihn verwundert unterbrechen, aber er fiel mir in die Rede:

»Ich weiß es von dem Studenten Charousek. — Ich sprach ihn auf der Gasse an, weil er mir merkwürdig verändert vorkam. Er hat mir alles erzählt. — — In der Überfülle seines Herzens. — — Auch, daß — Sie ihm Geld geschenkt haben —.« Er sah mich durchdringend an und betonte jedes seiner Worte auf höchst seltsame Weise, aber ich verstand nicht, was er damit wollte:

»— Gewiß, es hat dadurch ein paar Tropfen Glück mehr vom Himmel geregnet — und — und — in — diesem — Fall hat's vielleicht auch nicht geschadet, — aber — —,« er dachte eine Weile nach, — »aber manchmal schafft man sich und anderen nur Leid damit.

Gar so leicht ist das Helfen nicht, wie Sie denken, mein lieber Freund! — Da wäre es sehr, sehr einfach, die Welt zu erlösen. — Oder glauben Sie nicht?«

»Geben Sie denn nicht auch den Armen? Oft alles, was Sie besitzen, Hillel? fragte ich.

Er schüttelte lächelnd den Kopf. »Mir scheint, Sie sind über Nacht ein Talmudist geworden, daß Sie eine Frage wieder mit einer Frage beantworten. Da ist freilich schwer streiten.«

Er hielt inne, als ob ich darauf antworten sollte, aber wiederum verstand ich nicht, worauf er eigentlich wartete.

»Übrigens, um zu dem Thema zurückzukommen,« — fuhr er in verändertem Tone fort — »ich glaube nicht, daß Ihrem Schützling — ich meine die Dame — augenblicklich Gefahr droht. Lassen Sie die Dinge an sich herantreten. Es heißt zwar: ‚der kluge Mann baut vor', aber der Klügere, scheint mir, wartet ab und ist auf alles gefaßt. — Vielleicht ergibt sich die Gelegenheit, daß Aaron Wassertrum mit mir zusammentrifft — aber das muß dann von ihm ausgehen, — ich tue keinen Schritt, — er muß herüberkommen. Ob zu Ihnen oder zu mir, ist gleichgültig, — und dann will ich mit ihm reden. — An ihm wird's sein, sich zu entscheiden, ob er meinen Rat befolgen will oder nicht. Ich wasche meine Hände in Unschuld.«

Ich versuchte ängstlich in seinem Gesicht zu lesen. — So kalt und eigentümlich drohend hatte er noch nie gesprochen. — Aber hinter diesem schwarzen, tiefliegenden Auge schlief ein Abgrund.

»Es ist wie eine Glaswand zwischen ihm und uns« — fielen mir Mirjams Worte ein.

Ich konnte ihm nur wortlos die Hand drücken und — gehen.

Er begleitete mich bis vor die Türe und, als ich die Treppe hinaufging und mich noch einmal umdrehte, sah ich, daß er stehen geblieben war und mir freundlich nachwinkte, — aber wie jemand, der noch gern etwas sagen möchte und nicht kann.

XII.

ANGST

Ich hatte die Absicht, mir Mantel und Stock zu holen und in die kleine Wirtsstube »zum alten Ungelt« essen zu gehen, wo allabendlich Zwakh, Vrieslander und Prokop bis spät in die Nacht beisammen saßen und einander verrückte Geschichten erzählten, aber kaum betrat ich mein Zimmer, da fiel der Vorsatz von mir ab, — wie wenn mir Hände ein Tuch oder sonst etwas, was ich am Leibe getragen, abgerissen hätten.

Es lag eine Spannung in der Luft, über die ich mir keine Rechenschaft geben konnte, die aber trotzdem vorhanden war wie etwas Greifbares und sich im Verlauf weniger Sekunden derart heftig auf mich übertrug, daß ich vor Unruhe anfangs kaum wußte, was ich zuerst tun sollte: Licht anzünden, hinter mir abschließen, mich niedersetzen oder auf und abgehen.

Hatte sich jemand in meiner Abwesenheit eingeschlichen und versteckt? War's die Angst eines Menschen vor dem Gesehenwerden, die mich ansteckte? War Wassertrum vielleicht hier?

Ich griff hinter die Gardinen, öffnete den Schrank — ein Blick ins Nebenzimmer: — niemand.

Auch die Kassette stand unverrückt an ihrem Platz.

Ob es nicht am besten war, ich verbrannte die Briefe kurz entschlossen, um ein für allemal die Sorge um sie los zu sein?

Schon suchte ich nach dem Schlüssel in meiner Westentasche — — aber mußte es denn jetzt gleich geschehen? — Es blieb mir doch Zeit genug bis morgen früh.

Erst Licht machen! Nein!

Ich konnte die Streichhölzer nicht finden.

War die Türe abgesperrt? — Ich ging ein paar Schritte zurück. Blieb wieder stehen.

Warum mit einemmal die Angst?

Ich wollte mir Vorwürfe machen, daß ich feig sei, — die Gedanken blieben stecken. Mitten im Satz.

Eine wahnwitzige Idee überfiel mich plötzlich: Rasch, rasch auf den Tisch steigen — einen Sessel packen und zu mir hinaufziehen — und

»dem« den Schädel damit von oben herab einschlagen, das da auf dem Boden herumkroch, — — wenn — wenn es in die Nähe kam.

»Es ist doch niemand hier,« sagte ich mir laut und ärgerlich vor, »hast du dich denn je im Leben gefürchtet!«

Es half nichts. Die Luft, die ich einatmete, wurde dünn und schneidend wie Äther.

Wenn ich irgend etwas gesehen hätte — das gräßlichste, was man sich vorstellen kann, — im Nu wäre die Furcht von mir gewichen.

Es kam nichts.

Ich bohrte meine Augen in alle Winkel:

Nichts.

Überall lauter wohlbekannte Dinge: Möbel, Truhen, die Lampe, das Bild, die Wanduhr — leblose, alte, treue Freunde.

Ich hoffte, sie würden sich vor meinen Blicken verändern und mir Grund geben, eine Sinnestäuschung als Ursache für das würgende Angstgefühl in mir zu finden.

Auch das nicht. — Sie blieben ihrer Form starr getreu. Viel zu starr für das herrschende Halbdunkel, als daß es natürlich gewesen wäre.

»Sie stehen unter demselben Zwang wie du selbst«, — fühlte ich. »Sie trauen sich nicht, auch nur die leiseste Bewegung zu machen.«

Warum tickt die Wanduhr nicht? —

Das Lauern ringsum trinkt jeden Laut.

Ich rüttelte am Tisch und wunderte mich, daß ich das Geräusch hören konnte.

Wenn doch wenigstens der Wind ums Haus pfiffe! — Nicht einmal das! — Oder das Holz im Ofen aufknallen wollte: — Das Feuer war erloschen.

Und immerwährend dasselbe entsetzliche Lauern in der Luft — pausenlos, lückenlos, wie das Rinnen von Wasser. —

Dieses vergebliche Auf-dem-Sprung-stehen aller meiner Sinne! — Ich verzweifelte daran, es je überdauern zu können. — Der Raum voll Augen, die ich nicht sehen — voll von planlos wandernden Händen, die ich nicht greifen konnte.

»Es ist das Entsetzen, das sich aus sich selbst gebiert, die lähmende

Schrecknis des unfaßbaren Nicht-Etwas, das keine Form hat und unserm Denken die Grenzen zerfrißt«, — begriff ich dumpf.

Ich stellte mich steif hin und wartete.

Wartete wohl eine Viertelstunde: vielleicht ließ »es« sich verleiten und schlich von rückwärts an mich heran — und ich konnte es ertappen?!

Mit einem Ruck fuhr ich herum: Wieder nichts.

Dasselbe markverzehrende »Nichts«, das nicht war und doch das Zimmer mit seinem grausigen Leben erfüllte.

Wenn ich hinauslief? Was hinderte mich?

»Es würde mit mir gehen«, wußte ich sofort mit unabweisbarer Sicherheit. Auch, daß es mir nichts nützen könnte, wenn ich Licht machte, sah ich ein, — aber dennoch suchte ich so lang nach dem Feuerzeug, bis ich es gefunden hatte.

Aber der Kerzendocht wollte nicht brennen und kam lang aus dem Glimmen nicht heraus: die kleine Flamme konnte nicht leben und nicht sterben, und als sie sich endlich doch ein schwindsüchtiges Dasein erkämpft hatte, blieb sie glanzlos wie gelbes, schmutziges Blech. Nein, da war die Dunkelheit noch besser.

Ich löschte wieder aus und warf mich angezogen übers Bett. — Zählte die Schläge meines Herzens: — Eins, zwei, drei — vier . . . bis tausend, und immer von neuem — Stunden, Tage, Wochen, wie mir schien, — bis meine Lippen trocken wurden und das Haar sich mir sträubte: keine Sekunde der Erleichterung.

Auch nicht eine einzige.

Ich fing an, mir Worte vorzusagen, wie sie mir gerade auf die Zunge kamen: »Prinz« — »Baum«, »Kind«, »Buch« — und sie krampfhaft zu wiederholen, bis sie plötzlich als sinnlose, schreckhafte Laute aus barbarischer Vorzeit nackt mir gegenüberstanden und ich mit aller Kraft nachdenken mußte, in ihre Bedeutung zurückzufinden: P — r — i — n — z? — B — u — ch?

War ich nicht schon wahnsinnig? Oder gestorben? — Ich tastete an mir herum —.

Aufstehen!

Mich in den Sessel setzen!

Ich ließ mich in den Lehnstuhl fallen. — — —

Wenn doch endlich der Tod käme!

Nur dieses blutlose furchtbare Lauern nicht mehr fühlen! Ich — will nicht — ich — will — nicht«, — schrie ich. »Hört ihr denn nicht?!«

Kraftlos fiel ich zurück. —

Konnte es nicht fassen, daß ich immer noch lebte.

Unfähig, irgend etwas zu denken oder zu tun, stierte ich geradeaus vor mich hin.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Weshalb er mir nur die Körner so beharrlich hinreicht?« ebbte ein Gedanke auf mich zu, zog sich zurück und kam wieder.

Langsam wurde mir endlich klar, daß ein seltsames Wesen vor mir stand — vielleicht schon seit ich hier saß, dagestanden hatte — und mir die Hand hinstreckte:

Ein graues, breitschultriges Geschöpf, in der Größe eines gedrungen gewachsenen Menschen, — auf einen spiralförmig gedrehten Knotenstock aus weißem Holz gestützt. —

Wo der Kopf hätte sitzen müssen, konnte ich nur einen Nebelballen aus fahlem Dunst unterscheiden.

Ein trüber Geruch nach Sandelholz und nassem Schiefer ging von der Erscheinung aus.

Ein Gefühl vollkommenster Wehrlosigkeit raubte mir fast die Besinnung. Was ich die ganze lange Zeit an nervenzernagender Qual mitgemacht, drängte sich jetzt zu Todesschrecken zusammen und war in diesem Wesen zur Form geronnen.

Mein Selbsterhaltungstrieb sagte mir, ich würde wahnsinnig werden vor Entsetzen und Furcht, wenn ich das Gesicht des Phantoms sehen könnte, — es warnte mich davor — schrie es mir in die Ohren — und doch zog es mich wie ein Magnet, daß ich den Blick von dem fahlen Nebelballen nicht wenden konnte und darin forschte nach Augen, Nase und Mund.

Aber so sehr ich mich auch abmühte: der Dunst blieb unbeweglich. Wohl glückte es mir, Köpfe aller Art auf den Rumpf zu setzen, doch jedesmal wußte ich, daß sie nur meiner Einbildungskraft entstammten. —

Sie zerrannen auch stets — fast in derselben Sekunde, wo ich sie geschaffen hatte.

Nur die Form eines ägyptischen Ibiskopfs blieb noch am längsten bestehen.

Die Umrisse des Phantoms schleierten schemenhaft in der Dunkelheit, zogen sich kaum merklich zusammen und dehnten sich wieder aus — unter langsamen Atemzügen, die die ganze Gestalt durchliefen: Die einzige Bewegung, die zu bemerken war.

Statt der Füße berührten Knochenstumpen den Boden, von denen das Fleisch — grau und blutleer — auf Spannenbreite zu wülstigen Rändern emporgezogen war.

Regungslos hielt das Geschöpf mir seine Hand hin.

Kleine Körner lagen darin. Bohnengroß, von roter Farbe und mit schwarzen Punkten am Rande.

Was sollte ich damit?!

Ich fühlte dumpf: eine ungeheure Verantwortung lag auf mir — eine Verantwortung, die weit hinausging über alles Irdische, — wenn ich jetzt nicht das richtige tat.

Zwei Wagschalen, jede belastet mit dem Gewicht des halben Weltgebäudes, schweben irgendwo im Reich der Ursachen, ahnte ich, — auf welche von beiden ich ein Stäubchen warf: die sank zu Boden.

Das war das furchtbare Lauern ringsum!, verstand ich. Keinen Finger rühren! — riet mir mein Verstand, — »und wenn der Tod in alle Ewigkeit nicht kommen sollte und mich erlösen aus dieser Qual«. —

Auch dann hättest du dennoch deine Wahl getroffen: du hättest die Körner abgelehnt, raunte es in mir. Hier gibt's kein Zurück.

Hilfe suchend blickte ich um mich, ob mir denn kein Zeichen würde, was ich tun sollte. —

Nichts.

Auch in mir kein Rat, kein Einfall, — alles tot, — gestorben.

Das Leben von Myriaden Menschen wiegt leicht wie eine Feder in diesem furchtbaren Augenblick, erkannte ich. — — — — — —

Es mußte bereits tiefe Nacht sein, denn ich konnte die Wände meines Zimmers nicht mehr unterscheiden.

Nebenan im Atelier stampften Schritte, ich hörte, daß jemand Schränke rückte, Schubladen aufriß und polternd zu Boden warf, — glaubte Wassertrums Stimme zu erkennen, wie er in seinem röchelnden

Baß wilde Flüche ausstieß, — ich horchte nicht hin. Es war mir belanglos wie das Rascheln einer Maus. — Ich schloß die Augen:

Menschliche Antlitze zogen in langen Reihen an mir vorüber. — Die Lider zugedrückt — starre Totenmasken. — Mein eigenes Geschlecht, — meine eigenen Vorfahren.

Immer dieselbe Schädelbildung, wie auch der Typus zu wechseln schien, so stand es auf aus seinen Grüften, — mit glattem gescheiteltem Haar, gelocktem und kurz geschnittenem, mit Allongeperücken und in Ringe gezwängten Schöpfen — durch Jahrhunderte heran, — bis die Züge mir bekannter und bekannter wurden und in ein letztes Gesicht zusammenflossen: — das Gesicht des Golem, mit dem die Kette meiner Ahnen abbrach. — — —

— — — Dann löste die Finsternis mein Zimmer in einen unendlichen leeren Raum auf, in dessen Mitte ich mich auf meinem Lehnstuhl sitzen wußte, — vor mir der graue Schatten wieder mit dem ausgestreckten Arm.

Und als ich die Augen aufschlug, standen in zwei sich schneidenden Kreisen, die einen Achter bildeten, fremdartige Wesen um uns herum:

Die des einen Kreises gehüllt in Gewänder mit violettem Schimmer, die des anderen mit rötlich schwarzem. — Menschen einer fremden Rasse, von hohem, unnatürlich schmächtigem Wuchs, — die Gesichter hinter leuchtenden Tüchern verborgen.

Das Herzbeben in meiner Brust sagte mir, daß der Zeitpunkt der Entscheidung gekommen war. Meine Finger zuckten nach den Körnern: — und da sah ich, wie ein Zittern durch die Gestalten des rötlichen Kreises ging — —

Sollte ich die Körner zurückweisen?: — das Zittern ergriff den bläulichen Kreis; —; — ich blickte den Mann ohne Kopf scharf an; er stand da — in derselben Stellung: regungslos wie früher. —

Sogar sein Atmen hatte aufgehört.

Ich hob den Arm, — wußte noch immer nicht, was ich tun sollte, und — — schlug auf die ausgestreckte Hand des Phantoms, daß die Körner über den Boden hinrollten.

Einen Moment, so jäh wie ein elektrischer Schlag, entglitt mir das Bewußtsein und ich glaubte in endlose Tiefen zu stürzen, — dann stand ich fest auf den Füßen.

Das graue Geschöpf war verschwunden. — Ebenso die Wesen des rötlichen Kreises.

Die bläulichen Gestalten hingegen hatten einen Ring um mich gebildet, sie trugen eine Inschrift aus goldnen Hieroglyphen auf der Brust und hielten stumm — es sah aus wie ein Schwur — zwischen Zeigefinger und Daumen die roten Körner in die Höhe, die ich dem Phantom ohne Kopf aus der Hand geschlagen hatte. — —

Ich hörte, wie draußen Hagelschauer gegen die Fenster tobten und brüllender Donner die Luft zerriß:

Ein Wintergewitter in seiner ganzen besinnungslosen Wut raste über die Stadt hinweg. Vom Fluß her dröhnten durch das Heulen des Sturms in rhythmischen Intervallen die dumpfen Kanonenschüsse, die das Brechen der Eisdecke auf der Moldau verkündeten. Die Stube loderte im Licht der ununterbrochen aufeinanderfolgenden Blitze. Ich fühlte mich plötzlich so schwach, daß mir die Knie zitterten und ich mich setzen mußte.

»Sei ruhig,« — sagte deutlich eine Stimme neben mir, — »sei ganz ruhig, es ist heute die Lelschimurim: — die Nacht der Beschützung.« —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Allmählich ließ das Unwetter nach und der betäubende Lärm ging über in das eintönige Trommeln der Schloßen auf die Dächer.

Die Mattigkeit in meinen Gliedern nahm derart zu, daß ich nur mehr mit stumpfen Sinnen und halb im Traum wahrnahm, was um mich her vorging:

Jemand aus dem Kreis sagte die Worte:

»Den ihr suchet, der ist nicht hier.«

Die andern erwiderten etwas in einer fremden Sprache.

Hierauf sagte der erste wieder leise einen Satz, darin kam der Name

»Henoch«

vor, aber ich verstand das übrige nicht: der Wind trug das Stöhnen der berstenden Eisschollen zu laut vom Fluße herüber.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann löste sich einer aus dem Kreis, trat vor mich hin, deutete auf die Hieroglyphen auf seiner Brust — sie waren dieselben Buchstaben wie die der übrigen — und fragte mich, ob ich sie lesen könne.

Und als ich — lallend vor Müdigkeit, — verneinte, streckte er die Handfläche gegen mich aus und die Schrift erschien leuchtend auf meiner Brust in Lettern, die zuerst lateinisch waren:

CHABRAT ZEREH AUR BOCHER

— — — — — — — — — — — — — —

und sich langsam in die mir unbekannten verwandelten. — — — Und ich fiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf, wie ich ihn seit jener Nacht, wo Hillel mir die Zunge gelöst, nicht mehr gekannt hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gustav Meyrink.

(Fortsetzung folgt.)

FESTSTELLUNGEN

Werner Sombart. . . .»Aber die Schar derer, die die Fadheit unseres Alltagsgetriebes anerkannt, die sich auf die Dauerwerte des Lebens besonnen und die sich zu sinnvoller Daseinsführung innerlich vom großen Haufen und von seinen Possenspielen abgesondert und in die Stille geflüchtet haben, um hier erst recht ihr Leben zu beginnen: sie wird von Tag zu Tag größer. Zu ihnen spreche ich, und spreche ich gern.« ⟨Werner Sombart am 27. Juni 1908⟩ . . . Sollte diese Schar der Ziffer nach bereits dem Abonnentenkreis des »Berliner Tagblatts« entsprechen oder gar mit diesem identisch sein?

Vor etlichen Wochen schrieb Werner Sombart im »B. T.« einige Aufsätze über den Gegensatz von Wissen und Werten, bei deren Erscheinen man bereits mit einiger Unruhe nach den Formen ausblickte, für welche ihre Prägungen Geltung haben sollten. Die großen Tageszeitungen leben, soweit nicht Marktberichte und Telegramme ihre Seiten füllen, durchweg von dem in unlauterer Weise aus der Fiktion des demokratischen Zeitalters abgeleiteten Schluß, daß, da nun einmal ein jeder mit zu urteilen berufen sei, auch jeglicher Gegenstand auf die allen erreichbare Plattform heruntergebracht werden könne. Die Qualitätsunterschiede des Denkens werden im Grunde gar nicht geglaubt und durch Unterschiede in der Darstellungsweise ersetzt, wie sie auf den Schulen üblich sind: Oberstufe — Unterstufe.

Die Absicht, über Bedürfnisse und vitale Denknotwendigkeiten der großen Masse eine von ihr ehrlich ersehnte Aufklärung zu erteilen, kann auch einen ernsten Gelehrten zu geziemender Faßlichkeit des Ausdrucks veranlassen.

Handelt es sich aber um Probleme, die als zu denkende nur im Geistigen möglich sind, so mag ihre Absenkung auf das Niveau des Alltags dem Denker dann noch erlaubt sein, wenn er aus einem apologetischen Interesse heraus an das äußere Leben anzuknüpfen wünscht, als in welchem er seinen Idealen eine Gestalt zu finden hofft. Dann ist »der Sündenfall der unendlichen Idee in das endliche Mittel« ein notwendiger Weg. Liegt solche praktisch-ethische Absicht nicht vor, so muß gefordert werden, daß den Gedanken das ihre Würde und ihren Schutzwall bildende Attribut des Schwerseins belassen wird; die Umformung zur Faßlichkeit darf nie zu einer Versimpelung und Verniedlichung führen, welcher rasch die Überheblichkeit der zu Belehrenden folgt. Die Mühsal der Denkbewegung ist beizubehalten, der Leser tief in ihre Arbeit hineinzuziehen. Nicht wohlbereitete Happen sind in das ewig offene und doch nur zum Schmecken und Kauen geeignete Maul zu schieben, sondern er muß das Geistige als ein Element empfinden, das ihn aufnimmt, in das man sich nur mit Gefahr wagen und in dem man sich nur mit kräftigen Eigenbewegungen schwimmend erhalten kann.

Diese Forderung hatte Sombart schon in seinen ersten Aufsätzen außer Beachtung gelassen. Das mußte traurig stimmen. Denn ist er auch kein Brückenbauer, so steht er doch über den Riß des Seins gebeugt als ein von der Herde Losgebrochener da, als solcher den Heimkehrmüden, den Fragenden und den Anschauenden beigesellt, die des kommenden Meisters warten.

Solche grundsätzliche Fremdheit zwischen sich und der großen Menge verwischt sein jüngster Aufsatz »Gedanken in Rußland« auf schlimme Art und mit einer peinlichen Rückwirkung.

Zunächst zum Sachlichen: Sombart verteidigt das Recht dessen, der flüchtig reist, seinen ersten Eindruck zu sammeln und zu übermitteln, und übersieht dabei, daß es diesen ersten Eindruck sehr wahrscheinlich gar nicht mehr gibt, da wir mit bereitliegenden Begriffen erfüllt, den neuen Anschauungen entgegenzugehen gewöhnt sind. Wer von Agrarkommunismus und Robott weiß, wer gar die Verkünder des Heiligen Rußland im Herzen trägt, darf nicht mehr von instinkthafter Impressionsfähigkeit sprechen und in ihr eine Entschuldigung für das lockere Gefüge seiner Beobachtungen suchen. Und sieht man Sombarts Aufzeichnungen genauer an, so zeigt sich alsbald, daß ihnen in der Tat die absichtslose Haltung fehlt, mit welcher ein fahrender Fremder seine Ichheit preisgibt und schlechthin Gefäß reinen Schauens wird. Durch solche Haltung würden sprachliche Formen entstehen, in denen der Redende gleichsam noch zögert, aus seiner Innerlichkeit heraus in ein Medium überzutreten, das als eine unheilige Sache dem Stammeln des Ergriffenen ebenso wie dem sinnlosen Geschwätz des Unzüchtigen gehört. Statt mit dem großen Blick aus der Mitte des ins Subjektive aufgenommenen Objekts heraus betrachtet Sombart Rußland als ein gequälter Deutscher, als mißgelaunter Preuße, und seine Niederschriften sind nicht Symbole der Selbstverständigung, sondern ein müdes Hinausplaudern konsumfertiger Worte auf den offenen Markt. Es wird im Grunde weniger über ein Rußland, als über ein Deutschland gesprochen, dessen Wesen Sombart — und viele andere — mit Trauer erfüllt und zur Abkehr zwingt. So müssen diese Betrachtungen verstanden werden und zwar von eben denen, welche als die Gemeinten schwerlich die Fähigkeit oder die Geneigtheit haben werden, auch ihre Adressaten zu sein. Diesen Sündenfall hat Sombart selbst nicht bedacht: schon dem »Berliner Tageblatt« wurde die so beschaffene intellektuelle und moralische Zumutung allzu schwer.

In der richtigen Erkenntnis, daß seine potentielle und aktualisierte Lesbarkeit bis zu den Schichten der Verkäufer, Friseurgehilfen und noch tiefer hinabreicht, sendet es nach 24 Stunden dem Aufsatz eine Erklärung nach, in welcher es zwischen dem Urteil Sombarts über »ganze Kategorien fleißiger Menschen« und seiner eigenen Meinung einen Grenzstrich zieht. Es ist dabei scharfsichtig genug, gerade in Rußland den Mittelstand zu vermissen, von dem es zugleich nicht weiß, wen eigentlich Sombart damit gemeint habe. Diese mutige Verteidigung des Mittelstandes, der »unsere ganze Kultur verkitscht«, ist aus manchen Gründen sehr widerlich. Das »Tageblatt« sollte seinem offenbar intelligenten Leserkreis doch wohl zutrauen dürfen, zwischen der Verantwortlichkeit der Redaktion und den eigenen Anschauungen der Mitarbeiter

zu unterscheiden. Die insofern nicht zureichend begründete Verwahrung läßt die Sorge um Abonnenten und Annoncen nackt erkennen. Das »Tageblatt« begnügt sich ferner mit apodiktischer Feststellung seiner friedevollen und parteipolitisch angebrachten Weisheiten, ohne auch nur das leiseste Wissen um die kulturkritische Intention des Sombart'schen Aufsatzes zu verraten. Das »Tageblatt« begeht endlich Verrat an einem Mitarbeiter, der gewiß nicht ohne innere Mühe versucht hat, Gegenstand und Schreibform seiner Beiträge einer Zeitung anzupassen, die, ohne mit der Utopie eines wahrhaft denkenden Lesers zu rechnen, doch in ihr reichhaltiges Programm alles das aufnehmen möchte, woran die Associationen eines Abonnenten einmal entlang gleiten könnten.

Sollte dieser Vorfall zu einer endgültigen Trennung zwischen Werner Sombart und dem »Berliner Tageblatt« führen, so würde damit beider Begriff an Widerspruchslosigkeit innerhalb der ihnen gemäßen Sphären gewinnen. *V. M.*

Paul Claudel, Cinque Grandes Odes. Nouv. Revue Française, Paris. — »J'inventai ce vers qui n'avait ni rime ni mêtre,« sagt der Dichter in einer der Oden, um in der vierten Ode diese neue Form — cette mesure sacrée — zu feiern in einem hinreißenden Sturmflug von Bildern. Der uns Deutschen etwas unverständliche, langdauernde Streit um den vers libre in Frankreich klingt irgendwie in Claudels Behauptung, daß er diesen seinen Vers erfunden habe, nicht ganz verständlich nach. Denn vor ihm gab es diesen Vers, der eine rhythmische Prosa ist, schon immer in eben solcher Prosa und für das Auge geteilt in der Bibel und im Walt Whitman. Claudels eigene Deutung: daß jede seiner Verszeilen für sich selbständig und unbeeinflußt von der nachbarlichen stünde, weil jede von der Notwendigkeit des Atemholens bedingt sei, daß die verschiedenen im Verse mitgeteilten Emotionen ihrerseits wieder verschiedene Atemdauer bedingten, woraus sich die variable Länge der versets erkläre: diese Deutung sagt nichts weiter als das gar nicht neue, daß man in jeder rhythmischen Prosa das Atemholen ins Calcül zieht. Claudel wäre nicht der große Dichter, der er ist, bestünde sein Titel nur in dieser metrischen Erfindung, die keine ist, und die an ihren traditionellen Platz zu stellen, uns nur obliegt, weil ihr Claudel mit Unrecht einen so besonderen Platz anweist. Wir erinnern uns seiner großen Unzufriedenheit, als der Übersetzer seiner Dramen »Tausch« und »Mittagswende« dem Setzer keine Anweisung gab, die Zeilen wie im Original abzusetzen. Claudel hielt seine Erfindung für zerstört, aber sie war es nur optisch und vom Setzer aus, denn der Rhythmus einer Wortfolge, auch der des Liedes, kann wohl für das Auge, aber nicht für das Ohr undeutlich werden, wenn die Verszeilen fortlaufend wie Prosa gesetzt sind. Einige der Hymnen an die Nacht sind in Prosa gedruckt, — und deshalb keine Gedichte? Oder wird dadurch zum Gedicht oder irgendwas Rhythmischen sonst der Leitartikel einer Zeitung, daß ich ihn in Verszeilen setzen lasse? *F. B.*

E. Engel, Geschichte der deutschen Literatur bis auf die Gegenwart. 5. Auflage. Wien, F. Tempsky. 1913. — Daß einer sämtliche deutschen Literaturwerke vom Wessobrunner Gebet bis auf Wolfenstein gelesen hat und dazu noch die halbe nicht-deutsche Literatur: ein so monströs organisiertes Gehirn mag es geben. Daß

aber dieser Allesleser aus solcher Lektüre die Anmaßung nimmt, eine Literaturgeschichte mit Urteil und Kritik zu schreiben, das ist eine Form der Narrheit, die nur in Deutschland noch vorkommt, wo man ja lieber »über« als die Sache selber liest. Gewiß erheben diese Schreiber keine gelehrt-wissenschaftlichen Ansprüche; sie lehnen das auch mit gespielter Bescheidenheit ab; schreiben aber doch in dem belehrend besserwissenden Ton, der als ein übles Derivat oder als ein Mißverständnis wissenschaftlichen Schreibens seine kindliche Schulmeisterei in die Welt redet; Gedanken keine, aber denkerisches Getue. Urteil keines, aber Dünkel. Standpunkt keiner, aber Überzeugung. Diese populären Literaturgeschichten waren zu der Zeit besser, wo sie ein paar Vorlagen abschreiben konnten; die sind jetzt ausgeschrieben. Oder es gibt keine, wie im Falle der neueren und neuesten Literatur. Da hilft die Zeitung. E. Engels Buch ist eine solche Sammlung von Zeitungsausschnitten: kein Wort, das nicht schon durch jene Rotationspresse gelaufen wäre, welche die brave mittlere bürgerliche Presse druckt, etwa die Tägliche Rundschau oder so was. Etikettiert wird mit dem Schlagwort »deutsch« in verschiedenen Graden. Der Verfasser wähnt sich im Besitze des allerbesten Deutsch, weil er wie die Tägliche Rundschau schreibt. Und summiert in dem Größenwahn des Normalmenschen das Denken seiner Zeit in seinem Bücherhirn, was ihm Titel und Recht gibt, schlecht zu nennen, was er nicht »versteht«. Das Buch ist so flüssig geschrieben, wie dünne Druckerschwärze. Wie sehen nur die Menschen aus, die das bis zur 5. Auflage hinaufgelesen haben? *O. M.*

Alessandro Magnasco. Verlag Paul Cassirer, Berlin 1914. – Als man eine mit vieler Mühe zusammengebrachte Sammlung von Bildern dieses bislang recht unbekannten Malers in Berlin und noch dazu bei Cassirer ausstellte, konnte man mit einiger Sicherheit die kritischen Stimmen erwarten, die vom Werke dieses Malers nichts, aber viel von dem »boom« sagten, den man mit dieser Entdeckung vorhabe. Diese nichts als Surrogate auf allen Gebieten produzierende Zeit tut sehr ängstlich und gewissenhaft, wenn es sich um andere Zeiten handelt und spielt da gern den Überlegenen. Die Tafeln dieses Kataloges werden jenem, der die Originale nicht gesehen hat, nur eine geringe Anschauung vermitteln können, denn Magnasco hat wie seine ganze Zeit recht dunkel gemalt, was auf den Reproduktionen als glatte Schwärze erscheint. Immerhin lassen sie einen Maler ahnen, der, sicher kein Meister ersten, ja auch nicht, wie Greco, zweiten Ranges, doch seine eigene Welt und seinen spezifischen Ausdruck dafür hatte und beides in nicht schwer zu bestimmender Weise uns naheliegend. Das Kapitel des 17. Jahrhunderts ist in den Kunstgeschichten entweder ganz unterschlagen oder mit ein paar Redensarten abgetan von Verfall, Eklektizismus und derlei. Man erinnert sich, in italienischen Kirchen des Jesuitenstiles Bilder dieser Maler in einem monotonen theatralischen Stil vom Wegsehen zu kennen. Aber die Besucher der Galerien in den kleinen Städten wissen, daß diese Maler, wenn sie gerade nicht im Kirchenauftrag konventionell malen mußten, ein ganz außerordentliches Können nicht nur besaßen — was ja meist zur Ödigkeit führt wie alles Virtuosentum — sondern ihren ererbten Besitz auch malerisch mehrten. In diesem Magnasco finden sich Dinge, die auf Daumier weisen,

Landschaftliches, das in Corot wiederkommt — mit welchen Namen nichts weiter gesagt sein soll, als daß diese Kunst des 17. Jahrhunderts durchaus nicht bloß ein großes Erbe verbrauchte und verschleuderte, sondern es weiterbildete und mehrte. Und darauf kommt es bei diesen kleineren Meistern allein an: daß sie Empfangenes bescheiden mehren und weitergeben, um dem kommendem zusammenfassenden Großen die Arbeit zu erleichtern. In dem Vorwort zu diesem Katalog berichtet Benno Geiger, der Wiederentdecker des Malers, was er über M. zu sagen für gut befindet, und er ist weit davon, ihn zu überschätzen. Ein Neudruck der Lebensbeschreibung M.s, die 1769 C. G. Batti verfaßte, ist dem Kataloge noch beigegeben, und von Geiger mit vielem Fleiße und großem Spürsinn annotiert. *F. B.*

H. Ehrenberg. Geschichte des Menschen unserer Zeit. Heidelberg, Weißbach. – Das Buch Ehrenbergs verleugnet jede Möglichkeit der auflösenden Begründung; es ist bloß in Gedanken geschrieben, aber um so mehr enttäuscht es. Denn während es sich in dithyrambischer Haltung daherbegibt, verschafft es seiner Würde durch die Einspannung in Hegelsche Methode Genugtuung, und jedesmal, wenn die akrobatische Symmetrie dieses Hegelschen Verfahrens gerade den Geist mit einem gewissen spielerischen und technischen Vergnügen zu erfüllen beginnt, wird der Leser mit der etwas hochmütig vorgebrachten Bitte bedrängt, sich vom Sturm Nietzsches davongetragen zu fühlen.

Ein Hegelistisches Buch insofern, als aus der Position »Mensch« seine Negation im »Übermensch« hervortaucht und hierzu Ehrenberg die Synthesis im »hohen Menschen« findet; aber in einem Taumel umspannendster Begriffe wird das zugemutet, in einer berauschenden Allgemeinheit der Aussage, durch welche die philosophische Abstraktion sich entkräftet, ohne daß der dichterischen Anschauung etwas zugute kommt.

Was ließe sich aus diesem wohlgezimmerten Schiffbruch retten? Die Entwertung des Individuums bis zur letzten Grenze, als Element unserer Gegenwart, ist ein Gedanke, der radikal ausgesprochen werden muß, um verfechtbar zu sein. Gut, daß die abstrakte Darstellung dazu dem Verfasser Gelegenheit gibt, aber ihre unmittelbarste Wirkung verliert jene Behauptung in diesem Zusammenhang. In der Tat ist auch ein Schritt über den Übermenschen Nietzsches hinaus bereits geschehen, und sicherlich in das ideale Bild etwas von Unnahbarkeit und etwas elektrisches gekommen, das vom Übermenschen stammt. Aber in diese Sachen bringt die Hegelsche Methode eine verzweifelte Zufälligkeit, gerade weil das von einer vorangegangenen Zeit Abgehobene dem dialektischen Bedürfnis nach Gegensätzen sich allzu bequem beugt. Der Gegensatz von alt und neu überträgt sich so leicht auf die bloße Unterschiedlichkeit. Aber wir verdanken Hegeln die Ahnung, daß die Begriffe, der Magnetnadel ähnlich, eine Gabe haben, sich zu orientieren, und zwar zueinander und in einer Weise, die sie, in der Welt der Begriffe, immer an bestimmte Verhältnisse zueinander bindet, welche für den abgerundeten Vortrag der Wahrheit notwendig mit berücksichtigt werden müssen.

Aber jedenfalls hat die Menschheit sich von dieser Ahnung noch nicht so weit erholt, um ihr mit Besinnung nachzugehen, und den Wert, den sie als Anstoß

hat, nutzt man nicht aus, indem man den Hegelschen Apparat einfach aufnimmt und die allseitige Durchdringung des Vorzutragenden durch seine innere Dialektik dartut, indem keine Seitenzahlen angemerkt werden, solange die große dreiteilige Einheit und ihre kleinen dreiteiligen Einheiten sprechen. Jedoch hinterher kommt doch eine seitengezählte Anmerkung, in der der Gelehrte sich rechtfertigt, nachdem sich ungebrochene Intuition und Stolz wohlfühlen durften. Natürlich, die Pflicht zur Begründung, unter der der Gelehrte steht, verändert ihr Niveau bei dauernder Anstrengung leicht, und es entsteht das von Kollegen oft unterstützte Gefühl, eine Begründung sei nicht viel mehr als eine Entschuldigung für die Aufstellung einer Behauptung. Hier diese Ängstlichkeit auftauchen zu sehen, wie peinlich! Sie ist nur das Anzeichen einer schiefen Situation überhaupt. Schon oft ist bemerkt worden, daß es in der Moral der Wahrheit liegt, sich jedem ernsthaften Bewerber zu ergeben, und selbst Dichtern. Jedoch diese Beziehungen müssen sauber bleiben, und so gibt es keine Rückversicherung für die Wagnisse poetischer Erschauung bei wissenschaftlicher Beweisführung, ohne daß eben ein Bastard die Folgen trägt. Heidelberg ist eine Universität, alle Dinge der Welt sind sein, aber eben darum nur ein Standpunkt ihm gestattet, solange es eine Universität ist.

Dort müßte es unerlaubt sein, die Poesie derjenigen Wahrheit, welche die Wissenschaft hegt, zu zerstören, indem man sie mit Poesie verquickt. *R. G.*

Christian Morgenstern. — Das Gefühl zu einem Menschen und zu seinem Werk ist bisweilen so außerordentlich, daß es gleichsam eine Brücke bildet, unter der das gemeine Leben dahinfließt, es ist von ewigem Bestand, weil es offenbar vom Werke ausgeht, viele trifft und viele mit sich selbst verbindet. Die katastrophalen Ereignisse des Lebens, das unten strömt, sind vergänglich und unwesentlich. Und vielleicht ist der Tod keine Katastrophe. Und darum soll hervorgehoben werden, daß er nicht der Anlaß zu diesem Wort über Christian Morgenstern ist.

Bedarf es denn überhaupt eines Anlasses, vor den Leuten einen Dichter zu nennen? Die Tatsache, daß einer Dichter ist, rechtfertigt alles, was über ihn gesagt wird, und begründet, daß viel von ihm gesprochen wird. Aber es ist schwer. Und das merkt man daran, daß es sich viele dabei so überaus leicht machen. Sie sagen zum Beispiel: Christian Morgenstern ist ein Lyriker. Würden sie dabei bleiben und kein Wort mehr hinzufügen, könnte man dazu kommen, in ihnen eine schweigende Tiefe zu vermuten. Aber sie wissen nichts und sind beredt und geben in ihrem ungeordneten Geschmack und Dasein auf Grund eines dummen Systems dem Lyriker eine soziale Beinote, die auf Strindberg und Wedekind gründet. Das alles sagen sie schnell und ohne Bedenken, daß es den fatalen Beigeschmack der »öffentlichen Meinung« bekommt. Sie nennen zum Überfluß die Titel der Werke, vergessen auch die Übertragungen nicht und schließen ihren fortgesetzten Unsinn mit den Worten: Eigenheit: phantastisch-grotesk.

Es ist vergeblich, das Gerede solcher Worteverbraucher auf den wörtlichen Sinn zu prüfen. Wenn es das Beste ist, meinen sie es nicht schlecht. Man sollte aber nie damit zufrieden sein. Der Dichter ist ein unbegrenzter Wert innerhalb der menschlichen Gemeinschaft. Er trägt sie, er hält sie zusammen. Kein anderer. Viel-

leicht bleibt die menschliche Gemeinschaft durch ihre eigene Adhäsion zusammen, vielleicht hat jeder Teil von ihr bis herab zu den Molekülen diese Kraft. Wenn auch, — sichtbar und vorbildlich wird sie nur im Werke des Dichters.

Man stelle bescheiden diese Frage: was lehrte er uns? Welches Wort sagte er so, daß es Offenbarung wurde? Welche Gestalt bildete er derart, daß wir sie nicht nur wiedererkennen, sondern an uns selber bilden können? Welches Empfinden, welches Gefühl schuf er neu in uns? Es ist also gar nicht von einer Eigenheit zu sprechen, vielmehr von Eigenschaft, betonend: Eigen = schafft!

Die Kenntnis einiger Bücher Morgensterns ist unerläßlich. Man nehme »Ich und Du«, das Buch der Sonette, Ritornelle und Lieder (München 1911 bei R. Piper & Co.). Die Beachtung des gleichsam goethischen Mottos hilft den Untergrund erkennen: »Wer nicht stirbt, vor er stirbt, Der verdirbt, wenn er stirbt.« Das ist Lebensgefühl von der Art, die auch den Tod, das Unlebendige noch in sich hineinzieht, beides nicht schwerer nimmt, als es ist, und beides in gerechter Weise liebt. Und schon beginnt das Werk der Liebe in den folgenden Gedichten. Es ist gar keine Aufgeregtheit darin. Von dem Jauchzen und Begehren ist kein Ton darin. Und doch sind die Gedichte nicht weniger sinnlich, das heißt von Sinnlichem nicht weniger getragen und erfaßt. Nur ist alle Glut innen und nicht außen in den Worten. Das Brausen des Blutes ist weggehalten vor der Wonne, das Du im Ich zu erfühlen. Und so im Grunde jedes Du, auch das Dingliche ohne Ausnahme.

Der ungemeine Wert dieser Gedichte liegt nicht darin, daß es Liebesgedichte sind, sondern: daß in diesen Liebesgedichten alles Gefühl zart verdeckt, alles Begehren und Besitzen unausgesprochen und doch überaus deutlich ist.

»Vor dir schein ich aufgewacht,
und ich küsse dich am Halse,
und du, ohne Lid zu heben,
Legst den Arm um mich, und sacht
wie nach einer Chopin-Valse
meinst du mit mir hinzuschweben.«

So ist das Gefühl, das Christian Morgenstern in uns erschafft, indem er es beschreibend vorlebte. Er bildete eine Gestalt und sagte das Wort, als er sie nannte: »Palmström« (Berlin bei B. Cassirer). Gäbe es gegenwärtig eine allgemeine Kenntnis literarischer Dinge, beruhend auf dem Wissen von ihrem Wert, so müßte ein etwas schamhaftes Lächeln auf allen Gesichtern liegen, wenn irgendwo in einer Geselligkeit der Name Palmström laut wird.

Denn Palmström — das bin ich oder ist mein Nachbar. Und wenn nicht ich und nicht mein Nachbar, dann vielleicht der biedere Herr, der eben hereintritt, ernst und würdig. Doch es ist so schwierig, vor ihm das rechte Wort zu finden. Er nimmt die Worte wörtlich, man kann so leicht lächerlich vor ihm werden, ohne daß er Veranlassung dazu gibt. Ehe nicht erkannt und gelernt wird, daß nicht der fremde Herr, daß vielmehr jeder Palmström ist, macht man sich lächerlich.

Christian Morgenstern hat in uns diese Gestalt gebildet, und es ist nichts andres,

als daß wir nun endlich gelernt haben, an den kleinen Dingen das Größte zu erkennen. Es ist wahr, daß seit undenklichem Geschehen das Leiden die Welt und die Menschen beherrscht. Aber wie: wenn beispielsweise aus der Heiterkeit eines jeden rechten Werkes klar wird, daß das Leiden überwindlich ist, gegebenenfalls durch Leiden?

Er nimmt die Worte wörtlich und bildet lächelnden Ernstes zur Weste die Oste und läßt es sich begeben, daß ein Fluß, namens Elster, sich auf seine wahre Gestalt besinnt und einfach fortfliegt. Will man diese Kunst Humor und Groteske nennen? Gut, aber wo sind die Größe des Kosmos und die Winzigkeit menschlichen Geschehnis je so kurz, so tatsächlich in Gegensatz gebracht worden? Wo ist die Gedanklichkeit je so einbezogen worden in das künstlerische Schaffen? Das Leiden ist nicht mehr zu spüren.

»Der Nachtwindhund heult wie ein Kind,
dieweil sein Fell von Regen rinnt.
Jetzt jagt er wild das Neumondsweib,
das hinflieht mit gebogenem Leib.
Tief unten geht — ein dunkler Punkt —
querüberfeld ein Forstadjunkt.«

Daß der Dichter ein Einsamer war, ist nicht erst hervorzuheben. Die Einsamkeit ist hier »Natur«. Und sie war sein Recht, denn ihrer Tiefe entströmte das Lied, das ein Königslied, ein Klagelied und ein Trotzlied war und zugleich »der Weisheit gütiger Gesang«. *Georg Hecht.*

Victoria zu Berlin

*Lebens-Versicherungsbestand: Über 2 Milliarden und 293 Millionen Mark * Gesamt-Vermögen über 948 Millionen Mark * Prämien- und Zinsen-Einnahme in 1912: 194 Millionen Mark * Für 1912 erhalten die Versicherten 36,064,060 Mark Überschuss als Dividende.*

Die Victoria betreibt:

1. Die Lebens-Versicherung

Die Versicherungs-Bedingungen sind bei keiner Gesellschaft günstiger. Die Versicherungen sind nach einem Jahre unanfechtbar und nach 3 Jahren unverfallbar. Sie gelten für die ganze Erde und auch ohne Sonderprämie für den Kriegsfall. Die Versicherten werden in der allerumfassendsten Weise am Geschäftsgewinn beteiligt.

2. Die Unfall-Versicherung

Mit und ohne Gewinnbeteiligung, mit und ohne Prämienrückgewähr. Bei den Versicherungen mit Prämienrückgewähr wird die gezahlte Prämie nach Ablauf einer bestimmten Reihe von Jahren oder bei früherem Tode voll zurückgezahlt, wenn auch vorher Unfall-Entschädigungen gezahlt wurden. Für Erwachsene und Kinder.

3. Die Lebenslängliche Eisenbahn- und Dampfschiff-Unglück-Versicherung

Die Versicherung gilt für alle Eisenbahnen und Straßenbahnen der Erde und für alle Personendampfer der europäischen Meere, Seen und Flüsse und zwar für die ganze Lebenszeit des Versicherten. Es ist nur eine Jahresprämie zu zahlen, die in Wochenbeiträgen entrichtet werden kann.

4. Die Volks-Versicherung

Sie ist Lebensversicherung gegen Wochenbeiträge. Die Aufnahme erfolgt ohne ärztliche Untersuchung. Die Victoria hat hierin das größte Geschäft. Sie versichert Erwachsene und Kinder.

5. Die Haftpflicht-Versicherung

für Automobile, Private und sämtliche Berufe

Die Tochtergesellschaft
„Victoria, Feuerversicherungs-Aktien-Gesellschaft" betreibt:

1. Die Feuer-Versicherung / 2. Die Versicherung gegen Mietverluste infolge von Brand, Blitzschlag oder Explosion.

3. Die Einbruchdiebstahl-Versicherung

Anfragen sind unter Bezugnahme auf dieses Blatt zu richten an das

Zweigbureau der Victoria, Berlin, Friedrichstrasse 200